

**Evangelische Fachhochschule  
Hannover**

**Fachbereich Sozialwesen**

---

**Tiergestützte Pädagogik.  
Zur Bedeutung der Mensch-Tier-Beziehung in der  
Sozialen Arbeit**

**Diplomarbeit zur Diplomprüfung  
Wintersemester 1998/99**

**GutachterInnen:  
Christiane Dithmar  
Frieder Müller**

**eingereicht von:  
Angelika Pohl  
Hannover, im März 1999**

## Inhaltsverzeichnis

<b>Einleitung</b> .....	2
<b>I. Beiträge der Wissenschaften zum Verständnis der Mensch-Tier-Beziehung</b> .....	5
1. Philosophische Aspekte .....	5
2. Evolutionstheorie .....	11
3. Tierpsychologie und Ethologie .....	12
4. Kommunikationsforschung .....	16
5. Sozialökologische Theorieansätze .....	21
6. Zusammenfassung .....	23
<b>II. Leben mit Tieren</b> .....	25
1. Der Hund - Gefährte und Helfer des Menschen .....	26
a) Domestikation: Vom Wolf zum Hund .....	26
b) Der Hund als Nutztier .....	30
c) Zur sozialen Funktion des Hundes .....	34
2. Zum Stellenwert der Heimtierhaltung in der Bundesrepublik .....	37
3. Motive der Heimtierhaltung .....	39
4. Zusammenfassung .....	42
<b>III. Tiergestützte Pädagogik - der Hund als Helfer in der Sozialen Arbeit</b> .....	44
1. Tiere helfen heilen - Grundlagen der tiergestützten Pädagogik .....	45
2. Zur Bedeutung des Hundes für Kinder .....	51
3. Der Hund im Alten- und Pflegeheim .....	57
4. Der Hund als Partner von Behinderten .....	65
5. Einsatzmöglichkeiten des Hundes - ein Überblick .....	69
6. Zusammenfassung .....	75
<b>IV. Zusammenfassung und Ausblick</b> .....	77
Literatur- und Quellenverzeichnis .....	83
Adressenverzeichnis .....	90

## **Einleitung**

In der Sozialen Arbeit ist der Einsatz von Tieren als Unterstützer und Helfer leider zumeist noch auf den individuellen oder privaten Einsatz einzelner engagierter SozialarbeiterInnen, SozialpädagogInnen und ehrenamtlicher HelferInnen beschränkt. So entspringt auch meine Motivation, mich mit diesem Thema theoretisch in Form einer Diplomarbeit zu beschäftigen und kritisch auseinanderzusetzen, in erster Linie meinen eigenen Erfahrungen mit Tieren. Seit frühester Kindheit lebe ich mit Tieren zusammen. Sehr oft, als kleines Kind, als Jugendliche und Erwachsene wurde und wird mir ihre Bedeutung und ihre Wirkung auf mich und andere Menschen bewußt: ihre Fähigkeit Kontakte zu stiften, Trost zu spenden, Zuneigung zu geben und zu nehmen und in persönlichen Krisensituationen verlässliche Begleiter zu sein. Heimtiere strukturieren den Tagesablauf, verlangen Verantwortung und Fürsorge und halten sogar gesundheitlich fit (z.B. Hunde).

Die These zu untersuchen, nach der diese kurz umrissenen subjektiven Beobachtungen unter noch näher auszuführenden spezifischen Gesichtspunkten und Bedingungen in professionelles Handeln transformierbar sind, stellt nicht nur für mich persönlich eine gewisse Herausforderung dar. Der Themenkomplex „tiergestützte Pädagogik“ findet auch eine Entsprechung in einer sich gesamtgesellschaftlich herauskristallisierenden Entwicklung: Angesichts zunehmender Zerstörung der natürlichen Umwelt des Menschen, angesichts der Tatsache, daß der Mensch auf eine Umwelt angewiesen ist, die seinen Lebensraum darstellt, ist ein Wandel im Verhältnis des Menschen zur Umwelt Voraussetzung, den fortschreitenden Prozeß der zerstörerischen Aneignung der Natur zugunsten eines dialektisch-verbundenen Verhältnisses zwischen Mensch und Natur zu korrigieren. Die Umwelt des Menschen, die räumliche und soziale Umwelt, aber auch alles Nicht-menschliche wie Pflanzen, Steine, Erde und eben Tiere in eine Beziehung zum Menschen zu stellen, die es erlaubt unter ganzheitlichen Gesichtspunkten die soziale und psychische Situation der Menschen zu erfassen und zu analysieren, tritt in vielen theoretischen und praktischen Auseinandersetzungen und Überlegungen immer deutlicher in den Vordergrund.

In dieser Arbeit werde ich die Mensch-Tier-Beziehung exemplarisch am Beispiel der Verbindung zwischen Mensch und Hund aufzeigen. Dabei geht es um eine Betrachtung der Mensch-Tier-Beziehung, die eine eigenständige, nicht in Konkurrenz zur Mensch-Mitmensch-Beziehung stehende, darstellt. Die Frage ist deshalb nicht: „Ist das Tier der bessere Mensch?“, sondern: Auf welchen Gebieten,

inwiefern und aufgrund welcher Mechanismen kann das Tier - der Hund - dem Menschen anders als der Mensch, in dem ihm eigenen tierischen Wesen und Verhalten zur Seite stehen?

Um der Beantwortung dieser Frage näherzukommen, ist es m.E. notwendig, den extrem weitläufigen Themenkomplex der Mensch-Tier-Beziehung unter inhaltlichen und praktischen Abwägungen auf Aspekte zu fokussieren, die eine von mir angestrebte Grundlegung und Herleitung der Mensch-Tier-Beziehung gewährleisten. Meine primäre Fragestellung lautet, wie das Tier, der Hund, auf den Menschen wirkt und welche psychische und soziale Bedeutung diese Wirkung für den Menschen hat. Die Tatsache, daß diese Wirkungen und Bedeutung für Soziale Arbeit, für tiergestützte Pädagogik nutzbar gemacht werden kann, dient in dieser Arbeit in erster Linie einer möglichen Zuspitzung der grundlegenden Ausführungen zu dem Verhältnis zwischen Mensch und Hund. Der Begriff „tiergestützte Pädagogik“ umfaßt heute so unterschiedliche Bereiche wie Zoopädagogik, heilpädagogisches Reiten/Voltigieren, Schulzoos, Jugendfarmen, Besuchertierprogramme, heilpädagogisch konzipierte landwirtschaftliche Betriebe, Stadtteilbauernhöfe uvm. In dieser Arbeit beziehe ich mich, wie oben bereits deutlich geworden sein sollte, auf die Arbeitsfelder der tiergestützten Pädagogik, die sich mit Heimtieren und ihren Einsatzmöglichkeiten befaßt.

Da die Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung eine im Entstehen begriffene wissenschaftliche Disziplin ist, ist tiergestützte Pädagogik als praktische Umsetzung dieser Forschungen keiner spezifischen Schule verschrieben. Vielmehr steht ein Orientieren an bereits bestehenden, hauptsächlich im US-amerikanischen Raum gemachten Erkenntnissen und Erfahrungen im Vordergrund. Der Sozialwissenschaftlerin Sylvia Greiffenhagen ist es zu verdanken, daß es in der Bundesrepublik einen umfangreichen Überblick über den Stand der internationalen Forschungen und praktischen Erprobungen gibt. Ihr Buch „Tiere in der Therapie“ (1991) bietet für EinsteigerInnen und bot auch mir für diese Diplomarbeit einen Orientierungsrahmen für weitere Überlegungen und es liefert Anregungen, sich vertieft und grundlegend mit einzelnen Aspekten tiergestützter Pädagogik auseinanderzusetzen.

Beginnen werde ich diese Arbeit mit einer Herleitung des heutigen Verständnisses der Mensch-Tier-Beziehung als Voraussetzung tiergestützter Pädagogik. Zur Rekonstruktion wissenschaftlicher Ansichten zum Verhältnis zwischen Mensch und Tier beginne ich mit der Philosophie als der Begründerin der Wissenschaften.

Über hier relevante Einzelwissenschaften wie Evolutionstheorie, Tierpsychologie und Ethologie führen meine Ausführungen zu neueren kommunikationstheoretischen und sozialökologisch geprägten Ansätzen, die den theoretischen Rahmen für die Beschreibung und Analyse der Wirkung und Bedeutung von Tieren für den Menschen bilden.

Im zweiten Teil der Arbeit liegt der Fokus auf der Beschreibung und Erläuterung des Zusammenlebens zwischen Mensch und Tier. Die Betrachtung der Tierhaltung am Beispiel des Hundes unter natur- und kulturhistorischen Gesichtspunkten, verbunden mit motivationstheoretischen Überlegungen zur heutigen Heimtierhaltung bilden den zweiten Strang, aufzuzeigen und verständlich zu machen, daß und wie der Mensch dem Hund einen Nutzen abgewinnt, der, über einen instrumentellen Nutzen hinaus, die persönliche Beziehung zum Hund und deren Bedeutung in den Vordergrund rückt.

Im dritten Teil der Arbeit gebe ich einen Überblick über die empirischen Grundlagen der tiergestützten Pädagogik und beschreibe und erläutere vor diesem Hintergrund die spezifische Bedeutung von Hunden für eine potentielle Klientel Sozialer Arbeit: Kinder, alte Menschen und Behinderte. Hierin liegt der Versuch, die bisherigen Ausführungen unter entwicklungsspezifischen Aspekten und lebenspraktischen Anwendungsmöglichkeiten auf ihre Umsetzung hin zu überdenken. Das Kapitel endet mit einem Aufriß über die möglichen Einsatzformen von Hunden und die einzubeziehenden Rahmenbedingungen für Institutionen und Einrichtungen, in denen Kinder, Behinderte, alte Menschen soziale Betreuung erfahren.

Den Abschluß der Diplomarbeit bildet eine Zusammenfassung der Ausführungen und ein kleiner Ausblick auf zukünftige mögliche theoretische und praktische Aufgaben, die es zu meistern gilt, um der Forderung nach tiergestützter Sozialer Arbeit nachzukommen.

# **I. Beiträge der Wissenschaften zum Verständnis der Mensch-Tier-Beziehung**

Die Beziehung zwischen Mensch und Tier ist so alt wie die Menschheit selbst. Die Wissenschaften aber ermöglichen es erst, diese uralte Beziehung zu erforschen und ihrer historischen und derzeitigen Bedeutung auf den Grund zu gehen.

Um auch nur annähernd erhellen zu können, wie sich die Mensch-Tier-Beziehung auf den Menschen auswirkt und welche Bedeutung diese Beziehung für Soziale Arbeit haben kann, ist es aufschlußreich, herzuleiten, wie sich der Erkenntnisstand der verschiedensten Wissenschaften, die sich derzeit mit diesem Komplex befassen, historisch entwickelt hat. Die notwendige inhaltliche Begrenzung dieser Arbeit macht es sinnvoll, die Ausführungen in diesem Kapitel insoweit zu beschränken als ich meinen Fokus auf Wendepunkte und Umbrüche der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Mensch-Tier-Beziehung richte.

Beginnend bei Betrachtungen der Philosophie, weiterführend über die Forschungsergebnisse der hier relevanten Einzelwissenschaften, wie Evolutionstheorie, Tierpsychologie und Ethologie, Kommunikationsforschung und Sozialökologie und den daraus resultierenden Ableitungen ergibt sich ein erhellender Blick auf den Wandel der Bedeutung der Mensch-Tier-Beziehung. Zugleich wird deutlich, daß derzeitige Ansätze, diese Beziehung zu begreifen und zu erklären, immer auch durch den spezifischen Blickwinkel und den Erkenntnisstand dieser Einzelwissenschaften beeinflusst sind.

## **1. Philosophische Aspekte**

Der erste abendländische Philosoph, der sich systematisch mit der Beziehung zwischen Mensch und Tier befaßte, war **Aristoteles** (384 - 322 v. Chr.)<sup>1</sup> Seine Vorstellung von der Natur und sein Wahrheitsbegriff grenzten sich gänzlich von bisherigen Annahmen ab, die, wie Platon (427 - 347 v. Chr.), von einer zweigeteilten Wirklichkeit ausgingen: einer Ideenwelt, die für sicheres Wissen der Vernunft steht, und einer der Ideenwelt untergeordneten Sinnenwelt, die einer unvollkommenen Wahrnehmung der Realität mit den Sinnen entspricht. Die

---

<sup>1</sup> Wenn nicht anders angegeben stützen sich alle Aussagen im Kapitel I.1. auf folgende Quellen: Orthbrandt o.J., Gaarder 1993 und Braun u.a. 1984.

aristotelische Philosophie beruht hingegen auf der Feststellung, daß Veränderungen in der Natur stattfinden, die beobachtet, mit den Sinnen wahrgenommen werden können und müssen, um mittels der Vernunft aus diesen Beobachtungen Systematiken zu erschließen, die die Wirklichkeit zu erkennen geben.

In diesem Sinne legte Aristoteles nicht nur den Grundstein der Einzelwissenschaften, sondern er war auch der erste Physiker. Dabei ist hier unter Physik die gesamte Naturlehre oder Naturwissenschaft zu verstehen (gr. *physis* = Erdenwelt) und nicht die moderne Physik. Auf die aristotelische Naturlehre läßt sich die auch heute noch vertretene sogenannte Stufenfolge der Natur zurückführen: Nach dem aufgestellten Prinzip der Ordnung/Logik unterteilt sich die beobachtbare Natur in seelenlose Dinge wie Steine, Wasser, Sand etc., ihnen nachgeordnet finden sich Pflanzen, denen eine Seele weder zu- noch abgesprochen wird und lebendige Dinge, die sich in beseelte Tiere und beseelte Menschen unterteilen lassen.<sup>2</sup> Auf der höchsten Stufe der Leiter steht der beseelte Mensch. Diese Klassifikationen beruhen zum einen auf der Beobachtung unterschiedlicher Fähigkeiten und Tätigkeiten von Dingen, Pflanzen, Tieren und Menschen und zum anderen auf der Erkenntnis, daß jedes höhere seelische Vermögen den Besitz des niederen einschließt und die Übergänge zwischen den unterschiedlichen Formen fließend sind. Die Rolle des Menschen als über allen anderen stehend erschließt sich nach Aristoteles aus seinem Vermögen zu denken, wobei bedeutend ist, daß Aristoteles den Unterschied zwischen Mensch und Tier als einen graduellen beschreibt.

Aristoteles` Metaphysik (gr. *metà tà physikà* = hinter der Erdenwelt) läßt sich - für den hier aufgezeigten Zusammenhang notwendigerweise sehr verkürzt dargestellt - als das Göttliche als Ziel und Verursacher der Entwicklungen in der Natur verstehen. In der Natur wohnt allem eine bewegende Ursache inne, welche wiederum einem vorbestimmten Zweck dient. Die Ur-Ursache, der erste Beweger, ist Gott, der einen für die Gesamtheit wirksamen unendlichen Entwicklungsprozeß und somit eine sich immer wiederholende vollkommen-göttliche Kettenreaktion in Gang gesetzt hat. Die Natur, empirisch-systematisch erklärbar, ist die göttliche Schöpfung. Der jenseitige Gott entzieht sich streng wissenschaftlicher Forschung;

---

<sup>2</sup> Die Bedeutung des Begriffs Seele leitet sich bei Aristoteles aus dem Lateinischen *'anima'* als Bezeichnung für Tiere ab, da diese, wie der Mensch, aber im Gegensatz zu Pflanzen, einen Odem, Atem haben.

das Göttliche beweist sich nicht durch einen Gottesbegriff sondern durch Gottesanschauung (Metaphysik).

Im Mittelalter, der Zeit zwischen Antike und Renaissance, unterlag die abendländische Philosophie dem Erstarken der christlichen Glaubenslehren und ihren Dogmen. Erst im Hochmittelalter kehrten die philosophischen Auseinandersetzungen um die Natur aus dem Orient nach Europa zurück. **Thomas von Aquin** (1225 - 1274) verband die Philosophie des Aristoteles mit dem Christentum, indem er versuchte, eine Synthese zwischen Wissen und Glauben herzustellen. Die absolute Trennung zwischen Mensch und Natur, die Kluft zwischen Mensch und Tier, als Ergebnis der christlichen Schöpfungslehre und die daraus abgeleitete herausragende Position des (christlichen) Menschen innerhalb des Naturgefüges ist nach Thomas von Aquin überbrückbar: Wie Aristoteles konstatierte er einen quantitativen Unterschied zwischen Mensch und Tier, also einen Unterschied im Umfang, in welchem ihre jeweiligen geistigen Fähigkeiten zum Ausdruck kommen. Folglich spricht er den Tieren eine Seele zu, jedoch mit der Einschränkung, daß die Seele der Tiere - im Gegensatz zu der des denkenden Menschen - untätig, nicht selbständig ist. Die Tiere handeln nicht, es handelt in ihnen.

Die Seele der Tiere ist an ihre Sinnesorgane gebunden, die des Menschen an den Intellekt. „So sind in der Ordnung der Dinge die beseelten Dinge vollkommener als die unbeseelten, die Tiere vollkommener als die Pflanzen, und die Menschen schließlich sind vollkommener als die anderen Tiere. (...) Ein Fünfeck beispielsweise enthält ein Dreieck und geht zugleich über es hinaus. - In derselben Weise enthält auch die intellektive Seele in dem, was sie ausmacht, alles, was die sensitive Seele der Tiere und die nutritive Seele der Pflanzen hat.“ (Thomas v. Aquin zit. nach Staguhn 1996, 55)

Daraus läßt sich die Vergänglichkeit der Tierseele und gleichzeitig die Unvergänglichkeit der menschlichen Seele ableiten, ist doch die sensitive Seele des Menschen in seiner intellektiven Seele enthalten: „Denn obschon das Sensitive selbst die Unvergänglichkeit nicht verbürgt, so kann es doch dem Intellektiven die Unvergänglichkeit nicht nehmen.“ ( a.a.O.)

Diese Wiederannäherung des Menschen an das Tier stieß nicht nur bei Theologen und den Vertretern der Kirche auf heftigen Widerstand. Auch in der veränderten Naturauffassung der Renaissance, in der der für den Menschen unüberwindliche



Graben zwischen der Schöpfung und Gott durch eine Allgegenwärtigkeit Gottes in der Schöpfung (Pantheismus) zugeschüttet wurde, begann der Mensch, sich durch aktives Eingreifen der Natur gegenüberzustellen. Die entstandenen empirischen Wissenschaften verwandelten Wissen in praktischen Nutzen. Es entstanden Möglichkeiten und Notwendigkeiten, verändernd in die Natur einzugreifen.

Die Rückbesinnung auf antike Naturwissenschaft und das Streben nach objektiven Erkenntnissen führte zu der Methode des neuzeitlichen wissenschaftlichen Experiments. Damit gelang ein wissenschaftlicher und zugleich kultureller Durchbruch, der, bezogen auf die Mensch-Tier-Beziehung, zur Folge hatte, daß das Tier als lebendes Experiment betrachtet und erforscht wurde und wird.<sup>3</sup>

Der Philosoph **René Descartes** (1596 - 1650) machte es sich zu Beginn der Aufklärung zur zentralen Aufgabe, die Sicherheit seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse zu optimieren und zugleich die philosophische Problematik, die sich aus der Zweiteilung von Körper und Seele ergibt, zu lösen. Diese Zweiteilung erlangte im cartesianischen Denken ihre Absolutheit durch eine mechanistische Auffassung alles Physischen: Alle Gegenstände, alle Körper - Tier- und Menschenkörper - funktionieren nach einem mechanischen Prinzip. Alles Physische funktioniert nach dem Prinzip eines Automaten, der sich in Einzelteile zerlegen und damit aus sich selbst heraus erklären läßt<sup>4</sup>. Die Seele als ein nicht-physisches Phänomen muß nach dieser Klassifizierung vom Körper getrennt existieren. Die Verbindung zwischen Körper und Seele sah Descartes organisch im Gehirn angesiedelt; sie wurde einer speziellen Drüse im Gehirn zugeordnet, die zwischen Seele und Körper vermittelte.<sup>5</sup> Den Tieren sprach Descartes eine Seele ab: Die Seele ist nicht in der Materie, sondern im Bewußtsein, also der Vernunft zugeordnet. Tiere haben jedoch kein Bewußtsein, keine Vernunft und somit keine Seele. Tiere gehören ausschließlich einer räumlichen Wirklichkeit an, die Descartes einer geistigen Wirklichkeit gegenüberstellt.

Die Beziehung zwischen Mensch und Tier wurde durch den Cartesianismus versachlicht und ihrer religiösen und moralischen Dimension enthoben. Tieren

---

<sup>3</sup> Vivisektionen waren die qualvollsten Auswirkungen dieses Denkens, da den Tieren mangels einer Seele auch Schmerzempfindungen abgesprochen wurden.

<sup>4</sup> Ebenso zerlegte Descartes die Gedanken der Menschen in Teile, um diese, analog zur Mechanik, im Detail überprüfbar zu machen.

<sup>5</sup> Vgl. Kapitel I.3.

gegenüber entstand eine veränderte Einstellung, nicht aus ethischen, sondern aus vernünftigen, Erkenntnisgewinn einbringenden Gründen und Überlegungen.<sup>6</sup> Descartes radikale Unterordnung der Tiere unter den Menschen und seine philosophischen Begründungen legten den Grundstein für wissenschaftliche Forschungen und Erkenntnisse, die durch die praktischen Erforschungen an Tieren, ihrer Funktionsweise, ihrer Mechanismen und ihres Verhaltens dazu führten, daß Wissenschaftsdisziplinen wie Anatomie, Physiologie, Zoologie aber auch medizinische Psychologie und Verhaltensforschung entstanden bzw. sich etablierten und ausgebaut wurden.

Abgelöst bzw. in den Hintergrund gedrängt wurde dieses rationalistische Denken durch die Empiriker des 18. Jahrhunderts, die, anknüpfend an Aristoteles, das menschliche Bewußtsein aus der Erfahrungswelt, den Sinnen und Gefühlen des Menschen herleiteten. Der Engländer **David Hume** (1711 - 1776) entwickelte die Theorie, nach der sich das menschliche Bewußtsein aus vielen unterschiedlichen Vorstellungen und Empfindungen zusammensetzt und sich in stetiger Veränderung und Weiterentwicklung befindet. Wissenschaftliches Denken und Handeln müsse sich dieser Tatsache bewußt sein, um hinter den Vorerfahrungen, die sich aus dem zusammengesetzten Bewußtsein ergeben, die wirklichen Zusammenhänge von den vermeintlichen, gewohnheitsbedingten Zusammenhängen zu unterscheiden.<sup>7</sup>

In der Natur existiert - nach Hume - die Ursache vor der Wirkung. Menschliches Denken schließt aber von der Wirkung auf die Ursache und somit erscheint die Wirkung vor der Ursache. Hier deutet sich an, was sich - nach einem philosophiegeschichtlich problematischen, für den hier bedeutsamen Zusammenhang aber notwendigen und zulässigen Sprung über die Romantik - durch die Erkenntnisse der EvolutionstheoretikerInnen als ein Kernpunkt im Versuch, die Natur zu erklären, herausstellte und von Aristoteles bereits angedeutet

---

<sup>6</sup> Gleichzeitig liegt hier der Beginn eines Tierschutzgedankens und der Ausgangspunkt für die Notwendigkeit gesetzlicher Regelungen des Tierschutzes (vgl. Sauer 1993 und Körner 1996, 44f).

<sup>7</sup> Hume gelangte zu der heute noch relevanten, aber selten berücksichtigten Erkenntnis, daß Kausalität als zeitlich aufeinanderfolgendes Wenn-Dann logisch nicht beweisbar ist. Er stellte die Vermutung auf, daß Kausalität lediglich ein „Bedürfnis der Seele“ ist (vgl. auch Riedl 1997 in: Watzlawick 1997, 67-90).

wurde:<sup>8</sup> In der Natur ist jedes Einzelwesen Repräsentant seiner Gattung und Art insofern, als die spezifischen typischen Eigenarten ihnen vorangehen. Der Idealtypus ist also vor dem Einzelwesen existent. Da aber andererseits der Idealtypus hinfällig wird, wenn die Einzelwesen sich nicht vermehren, stehen die Einzelwesen in der Biologie und die Einzelheiten in der Erkenntnistheorie, so wie sie vom Menschen wahrgenommen werden, vor dem Idealtypus. Es geht hier letztendlich zum einen um die versuchte Auflösung der Problematik einer Ur-Ursache. Zum anderen wird deutlich, was sich als Widerstreit viele Jahrhunderte durch die Wissenschaften zog und heute noch oftmals zieht: Erschließt sich die Welt, die Natur durch Deduktion oder muß wissenschaftliches Denken induktiv erfolgen? Diese Frage aufzuwerfen, erschließt die Möglichkeit und ist zugleich Voraussetzung, sich wissenschaftlich mit der Entstehungsgeschichte des Menschen und der Natur in der Form auseinanderzusetzen, wie es im weiteren die EvolutionstheoretikerInnen zu ihrer Aufgabe machten.

---

<sup>8</sup> Die Philosophen Kant und Hegel trugen wissenschaftstheoretisch und wissenschaftsgeschichtlich Gravierendes zur Entwicklung der Wissenschaften und der Philosophie bei. Für diese Arbeit müssen diese Erkenntnisse in den Hintergrund gerückt werden.

## 2. Evolutionstheorie

Die Existenz der Natur zu erklären, ihre Entstehung herzuleiten und vor allem das Unerklärliche verstehbar zu machen, ist seit Urzeiten primäres Ziel menschlichen Überlegens und Forschens. Spätestens seit der griechischen Antike sind zu göttlichen Schöpfungsmythen philosophische Erklärungsversuche hinzugekommen. Teilweise, je nach Epoche, lösten die Logiker die Mystiker ab, teilweise halten sich Mythen in verwandelter Form über Jahrtausende. Auch der Unterschied zwischen Philosophie/Wissenschaft und Mythologie ist fließend. Vorallem rückwirkend entlarvt sich manche Theorie als Märchen, welches aber, denn das ist eine Eigenheit eines Märchens, sich weiter verbreitet und manchmal mit der Theorie verschmilzt.

Der Naturforscher **Charles Darwin** (1809 - 1882) machte es sich zur Lebensaufgabe, den Schöpfungsmythos, das Märchen von der biologischen Unabhängigkeit des Menschen von der Natur zu entzaubern. Als Naturalist knüpfte er an Überlegungen an, die den verschiedenen Pflanzen- und Tierarten eine Veränderbarkeit zusprachen.

Ausgehend von der Arbeitshypothese, daß es sich bei der Entwicklung der Natur um einen kybernetischen Prozeß handelt, der nach dem Prinzip der Beschränkung und nicht nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung abläuft, entwickelte Darwin die Theorie, nach der die Natur, das Leben auf der Erde, das Ergebnis einer viele Millionen Jahre alten biologischen Entwicklung ist.<sup>9</sup> Im Laufe dieser Entwicklung bildeten sich zum einen Variabilitäten der unterschiedlichen Gattungen und Arten heraus, zum anderen fand eine Selektion statt, die zum Aussterben von Arten und Gattungen führte. Darwin bewies, daß eine Auslese durch die Natur stattfindet, die als Antwort auf ungenügende Anpassung eines Organismus` an die Natur zu Veränderungen innerhalb der Arten und Gattungen führt und, daß durch zufällige Mutationen neue Arten entstehen. Durch seine Studien an Haustieren arbeitete Darwin heraus, daß der Mensch in diese natürliche Auslese steuernd eingreift.

In einem späteren Werk über die Abstammung des Menschen bezog er auch den Menschen in seine Theorie mit ein. Unterstützt durch geologische Befunde und archäologische Funde ordnete er den Menschen in die Spezies der Primaten ein (vgl. Benecke 1994, 19ff). Menschen und Affen sind Primaten, Primaten sind

---

<sup>9</sup> Nach heutigem Stand der Wissenschaften sind es einige Milliarden Jahre.

Säugetiere. Mit Darwin brach in der Beziehung zwischen Mensch und Tier ein neues Zeitalter an. Entgegen der Möglichkeit, den Menschen von seiner dominanten Position auf eine Stufe mit dem Tier zu stellen, brachte Darwins Erkenntnis die Notwendigkeit, sich mit dem Tier insofern auseinanderzusetzen als das Tier nunmehr biologisch im Menschen quasi als Vorfahre vorhanden war. Um den Menschen zu begreifen, zu erklären, um seine Existenz wissenschaftlich zu erfassen, bedarf es einer Analyse seiner Entwicklung. Somit rückte das Tier in den Mittelpunkt vieler Wissenschaftsdisziplinen, die sich primär oder auch sekundär mit dem Menschen befaßten. WissenschaftlerInnen aus unterschiedlichsten Disziplinen - PsychologInnen, VerhaltensforscherInnen, ZoologInnen, BiologInnen etc. - wurden so zu Evolutions-theoretikerInnen. Sie forcierten die Entwicklung dieser Disziplin, die u.a. diese Form der Mensch-Tier-Beziehung ins Zentrum ihrer Arbeit rückte.

### **3. Tierpsychologie und Ethologie**

Seit Descartes den Tieren eine Seele abgesprochen hatte, spätestens aber seit Darwins Theorie von der Abstammung des Menschen besteht unter WissenschaftlerInnen ein Disput über dieses den Tieren attestierte Defizit. Einigkeit besteht jedoch grundsätzlich in der Feststellung, daß die Lebewesen in einer Stufenleiter des Seins, aufwärts von primitivsten Formen tierischen Lebens bis hinauf zum Menschen, an möglichen und tatsächlichen Fähigkeiten zunehmen. Den Tieren ihre Seele abzusprechen, erwies sich als Antriebe, nach ihr zu suchen und sie philosophisch und naturwissenschaftlich zu begründen (vgl. Staguhn 1996, 102). Der Begriff der Seele wird zumeist seiner ethisch-religiösen Definition entledigt und, im Zusammenhang mit Forschungsergebnissen in Bereichen der Anatomie und Physiologie, dem Gehirn zugeordnet. So verfaßt z. B. 1866 der Tierpsychologe Carus ein Werk mit dem Titel „Psychologie oder Geschichte der Seele in Reihenfolge der Thierwelt“, in dem er, sich auf Aristoteles beziehend, den Zusammenhang von Hirnfunktion und Nervensystem und tierischer Seelentätigkeit in eben der genannten aufsteigenden Reihenfolge innerhalb der Tierwelt herstellt

und ausführt.<sup>10</sup> So wurde die Stellung des Tieres im Vergleich zum Menschen denn auch abhängig von seiner Ähnlichkeit zu menschlichem Verhalten und menschlicher Physiologie.

Die **Tierspsychologie** war eine Teildisziplin der Zoologie. Doch beschäftigten sich weit weniger ZoologInnen mit diesem Teilgebiet, als mit der Systematisierung der Arten und Gattungen (vgl. Körner, 1996, 58f). Statt dessen wurden diese Bereiche von PsychologInnen aufgegriffen, die, ausgehend von ihren Erkenntnissen und offenen Fragen über die Seele des Menschen, über Sozialverhalten, Intelligenz, Fortpflanzung etc. der Tiere forschten. Menschliches Verhalten wurde begrifflich und inhaltlich auf beobachtbares tierisches Verhalten übertragen, inklusive der moralisch-politischen Vorstellungen, in die diese eingebunden waren. Gesellschaftliches System und Moralvorstellungen wurden auf tierisches Verhalten übertragen. Die weltberühmten tierpsychologischen Werke von Alfred Brehm (1829 - 1884) können als die extremste Form dieses bis heute latent wirkenden Antropomorphismus bezeichnet werden. Vom „feigen“ Hasen über die „fleißige“ Biene zum „stolzen“ Adler reicht die Palette der Adjektive, die der psycho-sozialen Welt des Menschen entnommen sind. „Die banalsten Tierklischees, die der Volksmund gebildet hat, wurden durch Brehm in den Stand der Wissenschaftlichkeit erhoben.“ (Staguhn 1996, 113)

Innerhalb der Tierpsychologie stieg allgemein das Interesse am Verhalten der Tiere, wenn dieses eine Vergleichbarkeit zu menschlichem Verhalten aufwies bzw. eine solche Interpretation möglich war. Gleichzeitig erlaubte die Distanz des Menschen - da er sich aus dem Tierreich emanzipiert hatte -, jenseits der tierischen Verhaltensweisen zu stehen, die in Verdacht gerieten, der Moral, der Ethik, der Kultur und dem sozialen und politischen Gesellschaftsgefüge zu widersprechen: „(...) die bange Frage tauchte auf, wieviel Tierisches noch im Menschen wirksam sein könnte und, umgekehrt, wieweit das Tier zu menschlicher, geistiger Tätigkeit fähig sei.“ (Körner 1996, 61)

Hier liegt m.E. eine Begründung für den hohen Stellenwert der zwischen Menschen

---

<sup>10</sup> In seiner Einleitung konstatiert er: „(...) und hatte man in früherer Zeit sich lange dabei beruhigt, aus einer Reihe von Gefühls-, Denk- und Willensvermögen gleichsam mosaikartig sich den Begriff einer Seele zu construieren, so fing man jetzt allgemeiner an, einer wahrhaft genetischen Methode Anwendung zu gewähren, (...) der eigentlichen Erkenntnis vom Wesen der Seele näher zu kommen.“ (Carus, 1986, 2)

und Tieren vergleichenden Verhaltensforschung.<sup>11</sup> Und so erklärt sich auch die Schwerpunktsetzung der **Ethologie** - sie löste Anfang dieses Jahrhunderts die alte Tierpsychologie ab und wurde Teildisziplin der Biologie - auf Verhaltensformen der Tiere, die als unerwünschtes, negatives Verhalten bezeichnet werden: Untersuchungen über Triebe, Aggression, Angst, Fluchtverhalten, Sexualleben, räuberisches Verhalten etc. bestimmten und bestimmen viele theoretische Werke bis heute.<sup>12</sup>

Interpretierte die alte Tierpsychologie menschliches Verhalten in die Tiere hinein, spiegelt sich diese Vorgehensweise durch die Ethologie quasi wieder zurück auf den Menschen: Menschliches Verhalten wird vertiert, denn „(...) die Vertreter der Evolutionsbiologie behaupten, der Mensch, auf dem Weg über das Tier entstanden, sei nur auf dem Weg über das Tier zu verstehen“ (Wickler 1989, 16).<sup>13</sup>

Die Beziehung zwischen Mensch und Tier erweist sich im Zuge dieser wissenschaftlichen Auseinandersetzung zusehends als ein biologisches, durch Verwandtschaft bedingtes, aber auch ideologisch verklärtes Erklärungs- und Abgrenzungsverhältnis. Aus der Tierwelt heraus lassen sich Ableitungen bilden, die entweder analoger oder homologer Natur sind. Gleichzeitig werden, je nach gesellschafts- und wissenschaftstheoretischer, aber auch ideologischer Zielrichtung, die Vergleichbarkeit und Nicht-Vergleichbarkeit unterschiedlich aufgefaßt. Am deutlichsten läßt sich dies am Auseinandergehen der wissenschaftlichen Meinungen zu der Frage, ob bestimmtes Verhalten als angeboren oder erworben anzusehen ist, aufzeigen: Der Psychologe Cyrulnik sieht in dieser Auseinandersetzung eine alte metaphysische Sackgasse, die aus der Spaltung von Seele und Körper resultiert (vgl. Cyrulnik 1995, 81). Die ideologischen Aspekte liegen in der Frage, in welchem Verhältnis das natürliche Verhalten - die tierischen Reste - des Menschen zu seinem geistig-moralischen Soll-Verhalten steht (vgl. Wickler 1989, 13 f). Wissenschaftlich unberücksichtigt bleibt in diesem Widerstreit die Tatsache, daß das Erworbene grundsätzlich nur dank des Angeborenen erworben wird und dieses sich seinerseits als durch das Erworbene geformt erweist

---

<sup>11</sup> Vergleichende Verhaltensforschung umfaßt Dreierlei: Vergleiche zwischen den Tieren, zwischen den Menschen und zwischen Mensch und Tier.

<sup>12</sup> So lautet ein Klassiker der Ethologie von Eibl-Eibesfeldt „Liebe und Haß“ (1976), in dem jedoch ein Großteil der Ausführungen dem Haß und seinem psychologischen Umfeld gewidmet ist.

<sup>13</sup> Das einige Menschen „Adlernasen“ haben, „fleißig, wie die Bienen“ oder „dumm, wie ein Esel“ etc. sind, sind hier die volkstümlichen-ideologischen Varianten dieser Theorie.

(vgl. Cyrulnik 1995, 80f).

Vergleichbar verhält es sich bezüglich wissenschaftlicher Aussagen zum Komplex Instinkt und Intelligenz von Mensch und Tier (vgl. Coren 1997, 109ff). Mit dem Begriff Instinkt ist der Begriff Antrieb, also der Trieb verknüpft. Alle Verhaltensformen, deren Motivation nicht erklärbar scheint, werden auf Triebe zurückgeführt, denn „Tiere folgen in ihrem Handeln nicht Motiven, sondern den Antrieben, so wie Maschinen durch ihren Antrieb, ihren Motor funktionieren. Aus dem Antrieb wurde später der Trieb. Dieser wird bis heute als etwas Mechanisches gedacht.“ (Staguhn 1996, 103) Die Intelligenz ist der Seele und dem Gehirn zugeordnet also ein primäres Charakteristikum des Menschen. Das Tier folgt keinen Motiven, es handelt nach einem vorgefaßten Plan, der aus seinen Trieben zusammengesetzt ist.<sup>14</sup>

Mit der vergleichenden Verhaltensforschung auf das Engste verwoben ist der **Behaviorismus**, der seinen Ausgangspunkt in Amerika nahm. Ursächlich beeinflusst vom cartesianischen Denken definiert diese Schule der Psychologie das Tier als einen Reiz-Reaktions-Automaten, dessen Funktionsweise sich aus unterschiedlichsten Sequenzen zusammensetzt. Dieses Schema und die daraus abgeleiteten Untersuchungsergebnisse wurden und werden auf menschliches Verhalten übertragen.

Für den Zusammenhang dieser Arbeit ist es bedeutsam, daß die Behavioristen die These vertreten, tierisches Verhalten unabhängig von natürlichen äußeren Einwirkungen oder gar Beeinflussungen herbeiführen und somit objektiv beobachten zu können. Labortierbeobachtungen von Verhaltensweisen, Konditionierung durch gezielte Reize sind die Mittel der behavioristischen Forschungen.<sup>15</sup> Die Begründung hierfür liegt in der Annahme, daß ein natürlicher (sozialer) Einfluß auf das Tier sein Verhalten verändert bzw. verfälscht. Eine objektive und somit potentiell verifizierbare Erfassung und Erklärung des Verhaltens ist demnach außerhalb des Labors nicht gewährleistet.

---

<sup>14</sup>So erweist sich menschliches Ausgeliefertsein an die Triebe als Begründung und Rechtfertigung für sogenanntes unmenschliches Verhalten - das ja gerade spezifisch menschlich ist - als biologischer Restbestand unserer tierischen Vorfahren (vgl. Staguhn, 1996, 111ff). Unmenschliches Verhalten wird zumeist als „bestialisch“ (lat. tierisch) bezeichnet. Die Moralvorstellung: Menschlichkeit wird auf das Tierreich übertragen.

<sup>15</sup> Bekannt durch die Pawlow'schen Tierexperimente.



Im Gegensatz zu den Ethologen, die das Tier in seiner biologischen und sozialen Umwelt beobachten, evolutionsbiologische Bedingungen einbeziehen, innerhalb des Tierreiches vergleichen, um daraus u.U. Rückschlüsse auf menschliches Verhalten zu ziehen, liegt der Schwerpunkt der Behavioristen auf einer nahezu ausschließlichen Reduzierung auf von außen zu beobachtendes Handeln, abgetrennt von inneren Zuständen. Kategorien, die Vernunft und Intelligenz nahelegen könnten wie z.B. Verlangen, Absicht, Motivationen etc. finden im Behaviorismus keine Anwendung.

#### **4. Kommunikationsforschung**

Sprache als eine wesentliche Form der menschlichen Kommunikation ist seit jeher nicht nur ein Merkmal der Unterscheidung zwischen Mensch und Tier, sondern faszinierte auch immer durch die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit, interartlich, zwischen Mensch und Tier, kommunizieren zu können. Sowohl die Tierpsychologie als auch die Verhaltensforschung befassen sich seit ihrem Bestehen intensiv mit diesem Themenkomplex, dessen Spektrum über das Erkennen und Verstehen innerartlicher und interartlicher tierischer Kommunikationsformen, die Entstehung von Sprache beim Menschen bis zu dem Zusammenhang von Sprache, Denken und Intelligenz beim Menschen und beim Tier sowie über die alternativen Kommunikationsformen, die Verstehens- und Verständigungsmöglichkeiten zwischen Mensch und Tier möglich machen, reicht. Der Zusammenhang von Sprache und Intelligenz bzw. Bewußtsein wird am Beginn der tierpsychologischen Forschungen in der Annahme gesehen, daß sprachliche Fähigkeiten ein Bewußtsein voraussetzen, welches ein spezifisch menschliches Bewußtsein sei. Tiere könnten demnach nicht sprechen, da sie nicht denken könnten. Ihre Kommunikationsformen untereinander beruhten lediglich auf festgelegten instinktiven Reaktionen auf äußere Reize. Und doch gab es immer wieder Versuche, bestimmten Tieren, z.B. Papageien das Sprechen oder aber z. B. Affen eine Symbolsprache beizubringen.<sup>16</sup> Hunde und Pferde waren zu Beginn

---

<sup>16</sup> Seit der letzten Hälfte dieses Jahrhundert wurde und wird hauptsächlich Menschenaffen Symbol- oder Zeichensprache beigebracht, mit Ergebnissen, die auch die Einmaligkeit menschlichen Denk- und Sprachvermögens zumindest relativieren (vgl. Zimmer 1988, 110-185, Watzlawick 1998, 145-172).

dieses Jahrhunderts die Zielgruppe dieser Versuche. Ihnen wurde die sogenannte Klopfsprache beigebracht, bei der das Tier in bestimmter Häufigkeit mit dem Vorderbein auf den Boden klopft. Zahlen konnten so vom Tier mitgeteilt werden. Nicht-numerische Worte wurden nach dem Prinzip der Koppelung von Buchstaben mit Zahlensymbolen ausgedrückt.

Am Beispiel des Phänomens des „Klugen Hans“, einem sprechenden und rechnenden Pferd aus Berlin zu Beginn dieses Jahrhunderts, läßt sich aufzeigen, welche

Brisanz der Themenkomplex Tier / Intelligenz / Sprache damals hatte. Ferner wird deutlich, wie wissenschaftliche Denkschemata, hier im Zusammenhang der Mensch-Tier-Beziehung, die Forschung und die Interpretation der Ergebnisse radikal und langfristig beeinflussen:

Ein pensionierter Pädagoge hatte seinem Pferd Hans die oben beschriebene Klopfsprache beigebracht.<sup>17</sup> Das Pferd konnte nicht nur Lesen, sondern auch einfache Rechenaufgaben lösen. So jedenfalls schien es, da das Pferd nahezu fehlerfrei die Klopfzeichen den geforderten Ergebnissen der gestellten Aufgaben entsprechend gab. Zoologen, Psychologen, Physiologen, Veterinärmediziner, eigens gebildete Expertenkommissionen und akademische Komitees „ (...) verließen anscheinend alle jenen kleinen Hof, geradezu ehrfürchtig und ohne jeden Zweifel darüber, was sie dort beobachtet und den strengsten wissenschaftlichen Prüfungen unterworfen hatten“ (Watzlawick 1998, 41f). Kurze Zeit später wurde von einer Sachverständigenkommission aus Wissenschaftlern und Fachleuten ein Gutachten erstellt, das diesem Pferd höchste wissenschaftliche Bedeutung zusprach, da keinerlei absichtliche Täuschungen vorlagen und unwillkürliche Zeichengebung ebenfalls auszuschließen sei - das Pferd zeigte auch in Abwesenheit seines Besitzers und Lehrers nahezu die gleichen phänomenalen Fähigkeiten.

Für kurze Zeit geriet das Bild vom instinktgeleiteten Tier im Gegensatz zum vernunftbegabten Menschen aus den Fugen. Alles, was bisher geforscht und gedacht wurde, schien sich in unbeantwortete neue Fragen aufzulösen. Bis ca. drei Monate später der Psychologe Oskar Pfungst das Phänomen der klopfsprechenden

---

<sup>17</sup> Es handelt sich bei diesem Fall nicht, wie man vielleicht heutzutage annehmen könnte, um eine Anekdote. Der Kluge Hans löste und löst noch heute unter WissenschaftlerInnen ernste fachliche Diskussionen aus. In der Fachliteratur finden sich durchgehend Hinweise und Interpretationen zu diesem Fall.

Tiere - der Kluge Hans hatte weitverbreitet viele ebenso fähige Nachahmer gefunden - auf den Boden der Tatsachen zurückholte: Die Fähigkeiten der Tiere beruhten darauf, daß sie - als ungemein exakte Beobachter - unwillkürliche und unbewußte Zeichen ihrer Aufgabensteller nutzten und so ihre Leistungen vollbrachten. Pfungst nutzte einen Apparat, mit dessen Hilfe es gelang, nachzuweisen, daß diese Tiere fähig sind, mimische Bewegungen des Menschen von weniger als 1/5 mm Ausschlag wahrzunehmen (vgl. Hediger 1967, 239). Die Tiere waren demnach fähig, sich an ihren Aufgabenstellern zu orientieren. Sie waren in der Lage, ihr Ziel, die Belohnung durch Futtergabe, zu erreichen, indem sie das vom Menschen erwartete Ergebnis lieferten.

Aus dem Klugen-Hans-Fehler, der in Kreisen der Wissenschaft eher einem peinlichen Debakel glich, folgte „ (...) aber keineswegs der Anstoß zu einer positiven Auseinandersetzung mit dieser wahrhaft übermenschlichen Leistung des Tieres“ (a.a.O. S. 239). Vielmehr setzte die Tierpsychologie alles daran, in Zukunft solche Fehler zu vermeiden.<sup>18</sup> Objektivität im Sinne von absoluter Distanzierung vom Klugen-Hans-Fehler führte zu peinlichst genauem Vermeiden jeglichen persönlichen Kontaktes mit dem Tier, das es zu erforschen galt.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts gab es die Fachrichtung Kommunikationsforschung noch nicht - Zweck und Anlaß der Untersuchungen des Klugen-Hans-Phänomens waren dementsprechend von heutigen unterschieden (vgl. Watzlawick 1998). Das mag auch erklären, daß die Fähigkeiten der Tiere, physiognomische Feinheiten wahrzunehmen, die für den Mensch nicht unmittelbar erfahrbar sind, nicht weiter untersucht wurden, sondern im Gegenteil die Kommunikationsfähigkeit der Tiere im behavioristischen Sinne auf Reiz-Reaktionen reduziert wurden. Aus heutiger Sicht betrachtet liefert dieses Phänomen einen möglichen Ausgangspunkt zum Verständnis der Mensch-Tier-Beziehung. Übersehen wurde damals die Tatsache, daß der Mensch demnach dauernd unwillkürliche Signale äußert und, daß das Tier eben diese Signale gezielt beachten und situations- und sinngemäß umsetzen kann. Der Zoologe Heini Hediger erkannte, was heute in detaillierten Studien und Untersuchungen wissenschaftlich fundiert beständig zu Tage tritt, nämlich die Fähigkeit von Tieren, Ausdrücke menschlichen Seelenlebens wahrzunehmen: „Wir

---

<sup>18</sup> Über ein Anknüpfen an Descartes' Maschinendenken hinaus steht zu vermuten, daß als weitere Erklärung für die Reiz-Reaktions-Theorie der Behavioristen der sogenannte Kluge-Hans-Fehler angesehen werden kann (vgl. Hediger 1967, Coren 1997, 96ff, Watzlawick 1998, 41f).

müssen uns auch damit abfinden, daß die Tiere - oder jedenfalls bestimmte Tiere - unvergleichlich viel bessere Beobachter sind als wir Menschen. (...) Viele Tiere brauchen daher im Umgang mit Menschen weder Psychogalvanometer noch Lügendetektor oder ähnliche Instrumente. Wir sind für das Tier oft in einer uns unangenehmen Weise durchsichtig.“ (Hediger 1967, 240)

Ausgehend von diesem Blickwinkel erschließt sich ein wissenschaftlich wenig erforschtes Feld. Viele Phänomene der Interaktion und Kommunikation zwischen Mensch und Tier werden entweder als Anekdoten oder Phantasieprodukte abgetan; oder sie werden schlicht nicht wahrgenommen, da eine entsprechende Fragestellung fehlt.<sup>19</sup> Vor allem aber sind die vielen Phänomene, die in der sozialen Interaktion zwischen Mensch und Tier beobachtbar sind, nicht quantifizierbar, sie lassen sich weder in Kurven darstellen, noch sind sie im Experiment beliebig wiederholbar.

Doch spätestens seit den aufschlußreichen Ergebnissen der Kommunikationstheoretiker der Konstruktivisten ist nicht mehr zu leugnen, daß und in welchem immensen Umfang subtile Beeinflussungen - z.B. für menschliche Auffassungen von Wirklichkeit - von Bedeutung sind, aber auch, wie irrig wissenschaftliche Forschungen in Vergangenheit und Gegenwart sind, wenn sie sich dieser Beeinflussung nicht gewahr werden (vgl. Watzlawick 1997 und Glaserfeld 1997).

Tierpsychologie befaßt und Ethologie befaßt sich ihrem Wesen nach mit dem Verhalten der Tiere. Ihre Fragestellungen basieren auf Vorannahmen und Anschauungen, die eine Stoßrichtung auf eine Abgrenzung zwischen Mensch und Tier deutlich machten.<sup>20</sup> Das Mensch-Tier-Verhältnis erschließt sich primär aus evolutionsgeschichtlichen Gegebenheiten und biologischen Verbindungen. Man könnte auch sagen, daß die Mensch-Tier-Beziehung aus Vergangenem resultiert. Das Tier bzw. bestimmte Teilaspekte der Tiere haben einen Erklärungswert für die

---

<sup>19</sup> In der Literatur tauchen immer wieder seriöse Berichte von für den Menschen unheimlichen oder bedrohlichen Begegnungen zwischen Mensch und Tier auf, deren Bedrohlichkeit sich seitens der Tiere in zugewandte Interaktion auflöst und nach näherer Analyse sich als situationsgemäß affektgeladene interartliche Verständigung im Sinne des Klugen-Hans-Phänomens erweist (vgl. z.B. Hediger 1967, Watzlawick 1998 und Storz 1992).

<sup>20</sup> So wurde das Kommunikationsvermögen und -verhalten nahezu aller Tierarten bis in alle Details hinein erforscht, doch unter Ausschluß des Einflußfaktors Mensch, so daß eine Wechselwirkung ausgeschlossen bzw. ignoriert wurde.

biologische Ausstattung des Menschen, tierisches Verhalten trägt zu Erkenntnissen des Werdegangs der Menschheit als einer Entwicklung in Abgrenzung zum Tier bei. Eine positive soziale Mensch-Tier-Beziehung wird ignoriert.

Menschen wie Tiere leben nie isoliert, sondern immer in sozialen Gemeinschaften. Ständig werden Beziehungen zu Artgenossen und/oder Objekten aus der Umwelt eingegangen. Eine wie auch immer geartete soziale Interaktion und Kommunikation ist grundsätzlich gegeben. Das Prinzip der Kommunikation ist, daß es immer einen Sender und einen Empfänger gibt, wobei die Rollen ständig gewechselt werden. Sinn der Kommunikation ist die jeweilige Rückmeldung. Daraus läßt sich ableiten, daß die Bedeutung einer Kommunikation die Reaktion ist, die man erhält, also nicht, wie man vordergründig annehmen könnte, in der ursprünglichen inhaltlichen Intention liegt (vgl. Hannes 1998, 11ff). Diesen Sachverhalt auf die sozialen Beziehungen von Mensch und Tier zu übertragen, ermöglicht es, diese Beziehungen zu verstehen und, ihrem Wesen entsprechend, als positiv für Mensch und Tier zu betrachten.

Um die Bedeutung der Tiere für den Menschen zu erschließen, ist es Voraussetzung, soziale Beziehungen zwischen Mensch und Tier zum Ausgangspunkt der Forschungen zu machen. Ihre Wirkungen auf Menschen lassen sich erschließen, wenn man sich, im Gegensatz zur traditionellen Forschung, darauf einläßt, die Mensch-Tier-Beziehungen vom Standpunkt der Interaktion, ausgehend von einer Verständigungsmöglichkeit zu betrachten. Dahinter verbirgt sich die Chance, ein unverzerrtes Bild der Tiere, der Menschen und der Mensch-Tier-Beziehung zu erhalten (vgl. Hediger 1967, 247). So läßt sich der Theorie von der Abspaltung des Tieres vom Menschen die Tatsache entgegensetzen, daß eben jene vermeintliche Abspaltung eine, wenn auch historisch nachvollziehbare, Konstruktion ist, die einen Blick auf die tatsächlichen Verhältnisse verstellt.

## 5. Sozialökologische Theorieansätze

Seit den 60er Jahren dieses Jahrhunderts, einhergehend mit zunehmender Umweltzerstörung und der sich verbreitenden Erkenntnis, daß Natur- und Umweltschutz Bedingungen des Erhalts menschlicher Lebensräume sind, entwickelten sich in vielen wissenschaftlichen Disziplinen ökologische Theorieansätze. Die Sozialökologie richtet sich in erster Linie gegen die traditionellen Naturwissenschaften und das ihr zugrundeliegende mechanistische Weltbild, gegen die Trennung von Mensch und Natur und gegen kausalanalytisches, experimentelles Vorgehen (vgl. Siebert 1993, 97). Ihre Axiome sind die Einheit und Wechselwirkung von Mensch, Natur und Gesellschaft. Die Umwelt wird nicht für sich, sondern grundsätzlich unter Einbeziehung der Art und Weise, wie Menschen sie beeinflussen und gestalten, betrachtet. Sozialökologie versteht sich als interdisziplinäre Wissenschaft und verweist zugleich auf einen gesellschaftlichen Wertewandel. Damit ist sie nicht nur eine kritische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie sondern auch als eine Sozial- und Wissenschaftsethik zu verstehen.<sup>21</sup>

Der Blickwinkel der Sozialökologie richtet sich auf soziokulturelle Aspekte menschlicher Lebensformen und insofern auf historische, vergangene und gegenwärtige, verschüttete und sichtbare Ausdrucksformen menschlichen Seins und Handelns (vgl. Hassenpflug 1993, 7). Kultur- und Naturgeschichte werden nicht als Gegensatz, sondern als sozial vermittelt betrachtet. „Sozialökologie ist eine gesellschaftstheoretisch informierte Theorie der Natur, eine Wissenschaft von den sozialen Naturverhältnissen.“ (a.a.O. S. 19) Die Beziehung des Menschen zur Natur, zu seiner Umwelt, gestaltet sich als ein historisch geprägter, durch rekonstruktive Verfahren zu betrachtender Entwicklungsprozeß. Unter dem Stichwort Ganzheitlichkeit läßt sich umschreiben, mit welchen Attributen sozialökologische Ansätze die Mensch-Natur-Beziehung beschreiben und analysieren: Komplexität, Vernetztheit, Rück- und Selbstbezüglichkeit bis zur Selbsterzeugung (vgl. a.a.O. S. 26f). Insofern ist Sozialökologie als ein systemtheoretischer Ansatz zu verstehen, wobei ergänzend zur klassischen Systemtheorie, die in erster Linie den Zusammenhang und die Funktionalität

---

<sup>21</sup> Eine ökologische Verantwortungsethik erweitert z.B. den traditionell instrumentellen und zweckrationalen Vernunftbegriff, der vor allem handlungsleitend konzipiert ist, um die Dimension des Unterlassungshandelns (vgl. Siebert 1993, 106).

sozialer und institutionalisierter Systeme beschreibt und analysiert, die Sozialökologie die Natur, die Mensch-Natur-Beziehung, in diese Analysen einbezieht und den Blickwinkel auch auf die Dynamik lebendiger Systeme richtet (vgl. Siebert 1993, 99). Die innere Natur, die subjektive Ökologie des Menschen als eigene Natürlichkeit zu begreifen, zu beschreiben und zu erklären ist ebenso zentrales Anliegen wie das Zusammenspiel und gegenseitige Bedingen von äußerer und innerer Natur.

Eine sozialökologische Psychologie (Umweltpsychologie) hat im Gegensatz zur traditionellen Psychologie ein Persönlichkeitsmodell zur Grundlage, das über die Dimensionen der menschlichen Beziehung zu sich selbst und der Beziehung zu anderen Menschen, eine dritte Dimension: die Beziehung zur Umwelt einbezieht. Die nicht-menschliche Umwelt wie Pflanzen, Tiere, Landschaften, Bauten etc. in das Persönlichkeitsmodell zu integrieren, begründet sich aus der Annahme, daß die psychische Genese der menschlichen Persönlichkeit nicht unabhängig von einer nicht-menschlichen Umwelt vorstellbar ist (vgl. Gebhard 1994, 14ff). Die Ökologische Psychologie integriert diese dritte Dimension, „(...) indem sie die Wechselwirkungen des Menschen mit der nichtmenschlichen Umwelt systematisch untersucht“ (a.a.O. S. 16). Da der Mensch immer zugleich Teil und Gegenüber der Natur ist, läßt sich angesichts dieser Dialektik das psychische Verhältnis des Menschen zur Natur als ein Spannungsverhältnis begreifen. Der Mensch eignet sich die natürliche Umwelt auf zwei unterschiedlichen Ebenen an: Durch Objektivierung bzw. durch Entwicklung objektiver Erkenntnisse im Zusammenhang von Anpassungsprozessen an sachliche Realitäten und durch Subjektivierung als Entwicklung emotionaler Beziehungen zu den Objekten der Umwelt. Beide Ebenen, die individuelle, subjektive Bedeutung und die sachlichen Bedingungen der Umwelt sind als Bezüge zur Außenwelt des Menschen gleichermaßen von Bedeutung (vgl. a.a.O. S. 49f). Erkenntnis von der Natur ist somit zugleich immer auch Ausdruck der Beziehung zur Natur.

Der Erziehungswissenschaftler Ulrich Gebhard hat in seinem Buch „Kind und Natur“ (1994) die Bedeutung von Natur für die psychische Entwicklung von Kindern untersucht. Umwelt wird hier verstanden als menschliche, als räumlich-

soziale und als lebendige Umwelt wie Landschaften, Pflanzen und Tiere.<sup>22</sup> Die Funktion lebendiger Naturphänomene für die psychische Entwicklung des Menschen herauszuarbeiten, setzt voraus, daß lebendige Natur für den Menschen psychologisch relevant ist (vgl. a.a.O. S.17). Unter Zuhilfenahme psychoanalytischer Kategorien erarbeitet und untermauert Gebhard die These, nach der es eine Entsprechung von innerer und äußerer Natur des Menschen gibt. „So ist die nichtmenschliche Umwelt - und dazu gehören Tiere, Pflanzen, unbelebte Gegenstände - der unerläßliche Kontext, der Hintergrund, der Rahmen, in dem die Ichentwicklung, die Entwicklung der Beziehungen zu Menschen sich vollzieht.“ (a.a.O. S. 30)

Die Mensch-Tier-Beziehung erscheint, unter sozialökologischen Aspekten betrachtet, in einem veränderten, neue Interpretationsmöglichkeiten bietenden Licht. Das Tier erschließt sich nicht mehr primär aus seiner ideellen und wissenschaftsrelevanten Rolle für den Menschen, sondern die Subjektivierung des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier, die Einbeziehung auch der lebendigen Umwelt als Dimension der menschlichen Persönlichkeit ermöglicht ein erweitertes Verständnis der Mensch-Tier-Beziehung. Die Bedeutung von Tieren für den Menschen und ihre Wirkungen auf den Menschen erschließen sich als ein „Beziehungsthema“ (vgl. Olbrich, 1999, 26), dessen Relevanz für die sozial-emotionale Entwicklung des Menschen mit Hilfe sozialökologischer und psychologischer Kategorien beschrieben und verstanden werden kann.

## **6. Zusammenfassung**

Die Beiträge der Wissenschaften zur Mensch-Tier-Beziehung haben sich von ihren Anfängen bis heute nicht nur unter wissenschaftshistorischen, sondern auch unter kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten massiv gewandelt. Von der frühen Philosophie der Antike über das Mittelalter bis über die Aufklärung zur modernen Neuzeit diente das Tier in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung und Forschung in erster Linie der Erklärung bzw. Erklärungsversuchen der menschlichen Existenz. Die Auffassung der Mensch-Tier-Beziehung wandelte sich

---

<sup>22</sup> Unter dem Begriff Umwelt ist in der Ökologischen Psychologie in erster Linie eine räumlich-soziale Umwelt gefaßt: Stadt, Nachbarschaft, Familie, Arbeitsplatz, Gemeinwesen etc. Insofern bedeutet der Ansatz von Gebhard eine Erweiterung um die spezifische Bedeutung von lebendiger Natur.



von einer ideellen Einheit über eine absolute Trennung, um nach über 2000 Jahren als Verwandtschaft erkannt zu werden. M.E. liefert die Kommunikationsforschung einen Schlüssel zur Erkenntnis der vielfältigen positiven Wirkungen von Tieren auf den Menschen: Sie ermöglicht einen Einblick in die differenziertesten Verstehens-, Verständigungs- und Ausdrucksmöglichkeiten zwischen Mensch und Tier. Diese Interaktionen wahrzunehmen und sie verstehend zu analysieren, bedeutet zum einen der gegenseitigen Wirkweise auf die Spur zu kommen. Andererseits werden Mensch und Tier als eigenständige Partner in der Beziehung wahrgenommen. Sozialökologische Aspekte zeigen eine Möglichkeit auf, die Mensch-Tier-Beziehung unter ganzheitlichen Gesichtspunkten zu betrachten. Das Tier in seiner Funktion für die psychische Entwicklung des Menschen zu erkennen und zu erklären, eröffnet die Perspektive, die sich von der klassischen Dualität von Mensch und Natur, Mensch und Tier abhebt und auf eine Gegenseitigkeit verweist, deren Ausmaß und Bedeutung beschreib- und erklärbar wird. Es wird deutlich, daß hier ein Forschungsfeld liegt, das viele neue Fragestellungen und Perspektiven erlaubt. Die sozialökologischen Ansätze einer Psychologie der Mensch-Tier-Beziehung unter Einbeziehung kommunikationstheoretischer Aspekte kann einen Rahmen bieten für Verständnis- und Interpretationsmöglichkeiten alltagsrelevanter Erscheinungsformen der Mensch-Tier-Beziehung - Heimtierhaltung - und zugleich einen theoretischen Ansatz aufzeigen, empirische Phänomene: die positiven Wirkungen von Tieren auf den Menschen zu deuten und für die pädagogische und psychologische Praxis zu nutzen.

## II. Leben mit Tieren

Tiergestützte Pädagogik arbeitet in erster Linie mit solchen Tieren, mit denen der Mensch ein inniges Verhältnis auf einer sozialen Ebene eingeht. Heimtiere leben mit Menschen in sozialen Gemeinschaften.<sup>23</sup> Sie sind Teil des unmittelbaren Lebenszusammenhangs ihrer BesitzerInnen. Die Lebensräume von Mensch und Tier sind nahezu identisch.

Um der zentralen Fragestellung dieser Arbeit, der Frage nach den Möglichkeiten, Tiere sinnvoll als Helfer in der Sozialen Arbeit einzusetzen, näherzukommen, ist es sinnvoll zu untersuchen, welchen Stellenwert die Heimtierhaltung derzeit in der BRD einnimmt und wie sich diese Beziehungen zwischen Menschen und ihren Tieren darstellen. Die Frage nach den Motiven der Tierhaltung erschließt dabei die Bedeutung der Tiere für den Menschen und legt offen, welche Tierart jeweils bevorzugt gehalten wird. Es wird deutlich, daß es einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen den Motiven der Tierhaltung und den jeweiligen Fähigkeiten der Tiere, diesen Anforderungen zu entsprechen, gibt. Es kristallisiert sich heraus, wie es möglich und sinnvoll wird, dieses Zusammentreffen für einen Einsatz von Tieren in der Sozialen Arbeit nutzbar zu machen.

Der Haushund ist der beliebteste tierische Partner des Menschen. Aufgrund dieser Beliebtheit und seiner Fähigkeiten, die diese begründen, soll er hier stellvertretend für andere Heimtiere dargestellt werden:

Warum der Hund? Was bringt ein Hund für Eigenschaften und Qualitäten mit? Welche Wesensmerkmale vermögen die Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen? Wie ist diese innige Beziehung zwischen Mensch und Hund entstanden? Wie hat sie sich entwickelt und über die Jahrtausende gewandelt, bzw. was ist bis heute gleich geblieben?

Es gilt aufzuzeigen, daß sich die innige Form der Partner- und Gefährtenschaft zwischen Mensch und Hund über die Jahrtausende natur- und kulturgeschichtlich entwickelt hat und sich eine Funktion des Hundes seit jeher von denen aller anderen Tiere unterscheidet: seine soziale Funktion.

---

<sup>23</sup> Der Begriff Heimtier klärt, verstanden als eine soziologische Kategorie, die Abgrenzung zum Begriff Haustier, der der Zoologie entlehnt ist. Heimtiere leben in enger Gemeinschaft mit dem Menschen im Haus. Der Begriff Haustier hingegen meint domestizierte Tiere, die in erster Linie als Nutztiere (Rinder, Schafe, Schweine etc.) gehalten werden (vgl. Kapitel II.1.a.).

## **1. Der Hund - Gefährte und Helfer des Menschen**

Der Hund ist ein von Menschenhand geschaffenes Tier.

Wie alle domestizierten Tiere ist er ein Produkt menschlichen Eingreifens in natürliche, evolutionär-biologische Prozesse. Im Gegensatz zu - fast - allen anderen jemals vom Menschen domestizierten Tieren, die allesamt Pflanzenfresser sind und primär als Lieferanten von Rohstoffen und Eiweiß dienen, zählt der Hund zu den Carnivoren, den Fleischfressern. Der Hund und, als zweites, die Katze sind demnach Ausnahmen.<sup>24</sup> Mit ihnen wurden erstmals und einmalig Raubtiere domestiziert (vgl. Hannes 1998, 22f). Keine weitere Tierart ist derart eng dem Menschen angeschlossen und verbunden wie Hund und Katze. Mit dem Menschen sind sie weltweit verbreitet, haben mithin aus biologischer Sicht ebenso erfolgreich überlebt wie er (vgl. a.a.O. S. 23).<sup>25</sup>

Quer durch die Kulturgeschichte aller Völker zeichnet sich die Rolle des Hundes als eine besondere aus. Seine Bedeutung liegt immer irgendwo innerhalb des Spektrums „geliebt oder gehaßt“. Nirgendwo wird er ignoriert, überall wird er genutzt.

Neben einer naturgeschichtlichen Betrachtung des Hundes liefern kulturgeschichtliche Aspekte der Mensch-Hund-Beziehung aufschlußreiches Material zur Analyse dieser einmaligen und bedeutenden Gefährtschaft, deren Nutzen über Jahrtausende entstanden ist und noch heute einer stetigen Entwicklung unterliegt. Der Kern dieser Beziehung ist, wie sich herausstellen wird, unveränderlich: Die Beziehung zwischen Mensch und Hund ist ihrem Wesen nach in erster Linie eine soziale Beziehung.

### **a) Domestikation: Vom Wolf zum Hund**

Der Hund ist das älteste Haustier des Menschen. Der Begriff Haustier steht in diesem Zusammenhang für den vollendeten Prozeß der Domestikation. Daß der

---

<sup>24</sup> Interessant ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß Hund und Katze einen gemeinsamen Urahn, den baumbewohnenden Miacis haben, der vor ca. 40 Millionen Jahren lebte (vgl. Cohen 1997, 35ff). Nachzuprüfen wäre, ob hier eine Wurzel ihrer gemeinsamen Gefährtschaft zum Menschen liegt.

<sup>25</sup> Für die Ratte gilt m.E. vergleichbares; abgesehen von hinduistisch geprägten Kulturen, in denen die Ratte sehr verehrt wird, aber aus anderen Gründen: Die Ratte ist kein domestiziertes Tier. Sie erobert menschlichen Lebensraum und erschließt diesen als ihren Lebensraum (Kommensalismus).

Wolf (*canis lupus*) der Stammvater des Hundes (*canis lupus forma familiaris*) ist, ist nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen weithin unbestritten.<sup>26</sup> Nicht nur in Alltagstheorien, auch in der Fachwelt wird daher oft die These vertreten, der Hund sei quasi ein gezähmter Wolf.<sup>27</sup> Hier liegt ein Mißverständnis vor. Um dieses zu klären, ist es notwendig, den Begriffen Domestikation und Zähmung auf den Grund zu gehen:

Domestikation ist begrifflich die Zusammenfassung aller Vorgänge, die zur Entstehung von Haustieren aus Wildtieren führen, wie Gefangenschaft, Zähmung, aber auch Wildbewirtschaftung und Kommensalismus. Zähmung ist demnach zwar eine Bedingung für vertrauten und unproblematischen Umgang zwischen Mensch und einzelnen Tieren, nicht aber zwingend Voraussetzung für die Domestikation einer Tierart (vgl. Bökönyi 1985, 77f). Domestikation ist also kein Ereignis, sondern ein Vorgang, ein sich über viele Generationen erstreckender Prozeß.

Durch diese Begriffe ist demnach nichts darüber ausgesagt, in welcher Verbindung die Gesamtheit aller Anteile der Domestikation beim Übergang vom Wolf zum Hund standen. Impliziert ist aber die jeweilige Vorstellung über das Zustandekommen bzw. Ablaufen evolutionärer Prozesse.<sup>28</sup> Die alte Vorstellung, nach der sich Artenvielfalt - wie sie beim Hund heute in immensem Ausmaß vorliegt - schwerlich aus einer Art entwickelt haben kann, basiert auf der Vorgabe, daß man bei „Betrachtungen zum Domestikationsproblem (...) nicht von den Wildtieren, sondern von den bekannten Haustierrassen [ausging]“ (Benecke 1994, 25). Charles Darwin erkannte, daß die große Variabilität der Haustiere Ergebnis sowohl evolutions-biologischer Prozesse der natürlich Selektion als auch beeinflusst durch menschlich gelenkte Selektion ist, und daß die zeitlich Dimension, in der sich diese Veränderungen vollzieht, die bisherigen Vorstellungen um ein vielfaches übersteigt (vgl. a.a.O. S. 25f).

---

<sup>26</sup> Einige WissenschaftlerInnen hegen Zweifel an der Eindeutigkeit dieser Aussage. Ihren Interpretationen der wissenschaftlichen Erkenntnisse zufolge kann es zwar als wahrscheinlich, nicht aber als gesichert angesehen werden, daß der Wolf Stammvater aller Hunde ist. So gelten die genetischen Verbindungen innerhalb der Caniden (Wolf, Schakal, Kojote, Fuchs, Haushund, Wildhunde) als nicht eindeutig, den jeweiligen Ursprung klärend (vgl. Cohen 1997, 35-60). Diese Position steht in der Lorenzschon Tradition, die seit dem weltweit berühmten Klassiker „So kam der Mensch auf den Hund“ (erstmalig 1950) in Fachkreisen favorisiert wird. Neuere Forschungen bestreiten jedoch diese Möglichkeiten der „Querverbindungen“ als Ursprung des Hundes.

<sup>27</sup> Z.B. Hannes 1998, 118-121.

<sup>28</sup> Vgl. Kapitel I.2.

Will man das Wesen des Hundes ergründen, so ist beim Wesen des Wolfes als dem gemeinsamen Ahnen aller Hunderassen zu beginnen.

Untersuchungen und Studien zum Wesen des Hundes haben zu erstaunlichen Ergebnissen geführt: Die wesentlichen Eigenschaften des Hundes, die ihn augenscheinlich zum beliebten Gefährten des Menschen gemacht haben, sind beim Wolf nicht aufzufinden. Der Wolf ist als Haus- und Jagdgefährte absolut ungeeignet. Ebenso kann man beim Wolf nicht vom Vorhandensein eines Schutz- oder Hüteinstinktes sprechen. Er ist extrem menschengleich, zeigt demnach ihnen gegenüber kein Schutzverhalten und ist durch nichts zu bewegen, seine Beute mit dem Menschen zu teilen (vgl. Zimen 1992, 76f). Die Motivation, den Wolf zu zähmen, erklärt sich also nicht aus dem, was der Hund heute darstellt und leistet. Das, was der Hund heute vermag, ist maßgeblich Ergebnis der Domestikation. Somit ist die Frage nach dem Grund der Domestikation nach wie vor ungeklärt, denn es ist nicht davon auszugehen, daß die Menschen vor ca. 30.000 Jahren - um diese Zeit wurden die ersten Wolfswelpen gezähmt - vorab um die Ergebnisse ihrer, der Zählung folgenden Domestikation wußten.

Nach archäologischen Funden wurden bereits im Jungpaläolithikum (40.000 - 13.000 v. Chr.) vereinzelt zahme Wolfswelpen gehalten. Der erste naturgeschichtliche Hinweis auf einen Hundewelpen läßt sich auf ca. 14.000 v. Chr. zurückdatieren.<sup>29</sup>

Vergegenwärtigt man sich die Tatsache, daß die ersten Hinweise auf eine planmäßige agrarische Wirtschaftsweise des Menschen, mit der die Domestikation von Schaf, Rind und Ziege einherging, auf ca. 10.000 v.Chr. verweisen, wird deutlich, daß die Zählung des Wolfes vor diese Zeit, in die historische Phase der Jäger- und Sammlergesellschaften fällt. Der Kynologe Erik Zimen entwickelt in seinem Buch „Der Hund“ (1992) eine durchaus plausible Theorie, die auch den Umstand einbezieht, daß Welpen, wenn man sie von Menschenhand großzieht, entsprechende Nahrung benötigen, also eher Kosten verursachen, als Nutzen einbringen: Das primäre Motiv, Wolfswelpen aufzuziehen, liegt in der Absicht von Frauen, sich und ihren Kindern einen Gesellschafter und Spielgefährten an die Seite zu stellen. Es waren demnach Frauen, die die Wolfswelpen zähmten und

---

<sup>29</sup> Die Angaben schwanken in der Fachliteratur (Zimen 1992, Trumler 1997, Benecke 1994, Bökönyi 1985) zwischen 10.000 und 15.000 v.Chr.

diese auch mit Nahrung versorgten, indem sie die Tiere säugten (vgl. Zimen 1992, 82ff).<sup>30</sup>

Es ist davon auszugehen, daß über Jahrtausende hinweg viele Wölfe im Erwachsenenalter die Gemeinschaft der Menschen wieder verlassen haben.<sup>31</sup> Den archäologischen Ausgrabungen zufolge hat es über viele tausend Jahre so etwas wie einen jungen Hauswolf gegeben bis daraus der uns heute bekannte Hund wurde.<sup>32</sup>

Der Hintergrund der Zähmung war demnach das Bedürfnis nach Gesellschaft eines jungen Tieres. Um dieses Bedürfnis langfristig zu befriedigen, wurde der Wolf domestiziert.

Diese These wird durch einen weiteren Aspekt untermauert: Zwischen dem Wolf und dem Hund lassen sich auf einer bestimmten Verhaltensebene insofern Vergleiche ziehen, als der Hund in dem als altersgerecht angesehenen Verhalten von der Verhaltensentwicklung des Wolfes abweicht. „Der Vorgang der Domestikation selbst hat die Hunde anders gemacht als ihre wilden Vettern, nicht nur äußerlich, sondern auch psychologisch.“ (Cohen 1997, 61) Der Hund bleibt im Vergleich zum Wolf auf einer Entwicklungsstufe des Welpen- und Jugendalters stehen - ein Phänomen, das wissenschaftlich unter dem Begriff Neotonie zusammengefaßt wird. Vereinfacht ausgedrückt bedeutet das, daß der Hund das Ergebnis des menschlichen Wunsches ist, die kindlichen Merkmale des Wolfes bis ins Erwachsenenalter hinein zu behalten.<sup>33</sup> Ein Hund entspricht somit dem Bedürfnis, das aus dem - nach heutigen Erkenntnissen allen Säugetieren angeboren - sogenannten Kindchenschema, erwächst: Fürsorgeverhalten, sich kümmern, pflegen, ernähren, behüten, spielen. Der Mensch hat durch Selektion der Wölfe, die das jugendliche Verhalten am ausgeprägtesten zeigten, auf die Fortpflanzung der Tiere eingewirkt und damit den Prozeß der Domestikation eingeleitet - mit dem Ziel, die Tiere seinen sozialen und emotionalen Bedürfnissen anzupassen.

---

<sup>30</sup> Noch heute werden in einigen Hirten- und Sammlergesellschaften, z.B. in Namibia Hundewelpen von Frauen gesäugt. Diese Hunde, die auch als ausgewachsene Tiere in erster Linie als Gefährten und Beschützer der Frauen und Kinder dienen, sind, und dies erscheint in unserem Kulturkreis besonders ungewöhnlich, auch als Hygienewächter da, indem sie u.a. die Absonderungen der Kinder durch Aufnahme beseitigen (vgl. Zimen 1992, 82ff).

<sup>31</sup> Bisher gibt es keine Hinweise auf eine Haltung von Wölfen in Gefangenschaft, die z.B. Bedingung der Domestikation als Folge der planmäßig wirtschaftlichen Nutzung von Rind, Schaf und Ziege ist.

<sup>32</sup> In erster Linie läßt sich der Prozeß der Domestikation aus dem Zusammenhang von Zahnstellungsanomalien und Alter ausgegrabener Funde ablesen (vgl. Benecke 1994, 70ff).

<sup>33</sup> Siehe auch Masson 1997, 83ff; Hannes 1998, 100; Trummler 1997, 124-129.

Diese Bedürfnisse sind demnach die Motive der Zähmung, die sich über die Jahrtausende hinweg in den Hunden durch die selektiven Eingriffe des Menschen manifestierten. Der primäre Nutzen des Hundes liegt in seiner sozialen Funktion.<sup>34</sup> Diese entspricht seinem eigenen jugendlichen Bedürfnis, in enger sozialer Bindung zu leben, die ihn in seiner Abhängigkeit schützt und seinen Lebensraum darstellt.

## **b) Der Hund als Nutztier**

Die heute gängige Bezeichnung „Herr und Hund“ ist, wie im letzten Kapitel dargestellt, keine Beschreibung der primären Erscheinungsform der Beziehung zwischen Mensch und Hund, sondern vielmehr Ergebnis der nützlichen Nebenprodukte der Urform dieser Beziehung. Die Eigenschaften des Hundes, die ihn zum Begleiter des Jägers, zum Helfer des Hirten, zum Beschützer von Leben und Eigentum machten, sind, abgesehen von den primären sozialen Merkmalen, Ergebnis von Züchtungen unterschiedlichster Rassen zu einem Zeitpunkt, an dem der Prozeß der Domestikation als abgeschlossen betrachtet werden muß (vgl. Benecke 1994, 73).

Bevor ich mich der Nutzung des Hundes zu Zwecken der Optimierung praktischer menschlicher Fähigkeiten und der Nutzung von Vermögen und Fähigkeiten, die der Hund, aber nicht der Mensch besitzt, zuwendet, ist es aufschlußreich, einen kurzen Blick auf die Bedeutung des Hundes in Mythen und Riten zu werfen.

Teilweise erinnernd an die verbreiteten Mythen um den Bären als Ahn und Seelenverwandter des Menschen (vgl. Storl 1992, 26-53), finden sich auch Geschichten über den Hund. Weltweit, insbesondere im asiatischen Raum und im Nordwesten Amerikas, finden sich Vorstellungen, nach denen der Hund als Urahn des Menschengeschlechtes oder bestimmter Stämme und Völker angesehen wird. Entweder ist der Hund ein Elternteil tierischer Natur, zumeist der Vater durch eine Frau geborener Welpen. Diese begründen wiederum durch Inzest zwischen Bruder und Schwester das neue Geschlecht. Oder der Hund ist Schöpfer der allumfassenden Natur (vgl. Marschall 1985, 56f).

---

<sup>34</sup> Das Hundesfleisch als Nahrungsmittel dienten - in vielen Kulturen bis in die heutige Zeit hinein - und Knochen, Fell und Zähne vielfältige Verwendung fanden, widerspricht dieser Behauptung keinesfalls, sondern ist willkommenes Nebenprodukt der Welpenhaltung. Auch weisen archäologische Funde selten auf diese Nutzungsform hin (vgl. Benecke, 1994, 213).

Wesentlich verbreiteter und bedeutender sind jedoch die Mythen um die Fähigkeit des Hundes, den Weg zu weisen. Mythen vieler europäischer und südamerikanisch-indianischer Völker schreiben dem Hund die Fähigkeit zu, die Seele Verstorbener ins Reich der Toten zu führen. Der Hund dient als Überbringer und Gefährte der Seele in andere Welten, die zumeist von einem für die Seele des Menschen nicht überquerbaren Strom getrennt sind. Nur der Hund vermag diesen Strom zu überwinden. Zumeist werden mit den Verstorbenen deren Hunde (oder deren Lieblingshund) rituell bestattet, damit die Hunde ihre wichtige Aufgabe erfüllen, die auch darin besteht, den Göttern über das Leben des Menschen zu berichten. Auch der Hadeshund Cerberos als Bewacher und Beschützer des Totenreiches, der die Ankommenden einläßt, spiegelt die Aufgabe des Hundes wider, zwischen der Welt der Lebenden und dem Reich der Toten zu vermitteln (vgl. Marshall 1985, 62ff).

Diese Mythen sind Ausdruck der tiefen Bedeutung des Tieres und gleichzeitig die mystische Beschreibung seiner physischen Fähigkeiten. Die Mythen dienen den Menschen als Erklärung für die Fähigkeiten des Hundes und seine enge soziale Bindung an den Menschen.

In den Fähigkeiten des Hundes liegen auch die Möglichkeiten des Menschen, ihn als Nutz- und Arbeitstier zu gebrauchen:

Die vermutlich erste gezielte Nutzung von Hunden stützte sich auf ihre verhaltensmäßige Besonderheit, ihren Lebensraum und Lebensgefährten gegenüber Eindringlingen zu bewachen. Der Mensch erkannte diese Eigenschaft und formte sie zu seinem Nutzen. „Die Neigung zu bellen, ist wahrscheinlich das erste besondere Verhaltensmerkmal, das der Mensch beim Hund durch Auslese züchtete.“ (Cohen 1997, 177) Der **Wachhund** war demnach das erste Nutztier des Menschen. Der nächste Entwicklungsschritt führte vom Wach- zum Schutzhund. Aggressive Reaktionen, ausgelöst durch Mißachtung der Reviergrenzen, wurden durch Selektion zu einer grundlegenden, instinktiven Verhaltensweise verstärkt. Wach- und **Schutzhunde** erfüllen und erfüllen ihre Aufgabe weltweit, ihre Spur führt zurück über die Antike, das alte Ägypten bis zu den Anfängen der Hundehaltung. Der Hund wurde zum Bewacher und Bewahrer menschlichen Lebens und menschlicher Güter. Er bewacht und beschützt noch heute „Haus und Hof“, Mensch und Tier. Als **Hütehund** - abgeleitet aus dem Wach- und



Schutzzinstinkt - dient er seit Jahrtausenden in allen Kulturen, in denen Schafe, Rinder, Ziegen, aber auch Schweine, Gänse, Enten und Rentiere in Herden gehalten werden, als Treiber, Behüter, Wegweiser und Beschützer der Tiere. Einige WissenschaftlerInnen vertreten die These, daß ohne Hund die Wirtschaftsform der Herdenhaltung nicht möglich ist und sich somit ohne Hunde nicht entwickelt hätte. „Ohne den Hund wäre es vielleicht nie möglich gewesen, Tierherden zu hüten und zusammenzuhalten.“ (a.a.O. S. 207) Bis heute hat sich diese Aufgabe des Hundes - freilich seltener werdend - sogar in westlichen Industriegesellschaften gehalten.

In Zeiten kriegerischer Auseinandersetzungen zwischen den Völkern wurden die kämpferischen, aggressiven Anteile des Hundes eingesetzt. Es ist nicht übertrieben, den Hund zu Kriegszeiten, vor dem Aufkommen der Feuerwaffen, als eine Art Waffengattung zu bezeichnen. Die Kelten setzten **Kriegshunde** ein, die darauf abgerichtet waren, Pferde der Gegner anzugreifen. Der Hunnenkönig Attila setzte Hunde in seinen Kriegszügen erfolgreich ein. Bisweilen wurden sie in Rüstungen gesteckt, an denen Lanzen befestigt waren, und sie trugen Halsbänder mit langen, spitzen Nägeln, um damit Fußsoldaten anzugreifen. Bis heute gibt es diese spezifischen Hunderassen und deren Nachfahren, deren körperliche Masse und psychisches Wesen an diese ersten Kriegeinsätze erinnern. In modernen Kriegen dieses Jahrhunderts wurden Hunde nicht mehr in erster Linie für den unmittelbaren Kampfeinsatz, sondern eher in ihrer Funktion als Überbringer von Nachrichten durch die feindlichen Linien, als Melder, als Aufspürer und Kamikaze-Hunde eingesetzt. Im Ersten Weltkrieg wurden insgesamt ca. 75.000, im Zweiten Weltkrieg ca. 200.000 Kriegshunde eingesetzt. Noch in jüngster Geschichte treten Kriegshunde in den Dienst: im Vietnamkrieg und im Golfkrieg der USA gegen den Irak (a.a.O. S. 184ff).

Der bekannteste Nutzhund ist der Jagdhund. Je nach Kulturform, Art der Beute und Beschaffenheit des Geländes variiert der Einsatz und variieren die instinktiven Verhaltensmerkmale der **Jagdhunde**. In vielen alten Kulturen, in denen der Kampf um Nahrung an erster Stelle steht, hatten und haben die Menschen Hunde an ihrer Seite, die die Jagderfolge deutlich verbesserten und gleichzeitig die Gefahr für die Menschen herabsetzten (vgl. Birr, 1996, 30ff; Cohen 1997, 188ff). Die moderne Jagd versteht sich als eine Tradition, die die enge Verbindung zwischen Hund und Mensch über eine Art Freizeitaktivität, den Jagdsport, aufrecht erhält.

Der heute unbekannteste Arbeitshund ist der sogenannte **Ziehhund**. Abgesehen von Schlittenhunden, die von den Inuit in Polarregionen eingesetzt werden, ist diese Funktion des Hundes vielerorts in Vergessenheit geraten. Als regelrechte Lasttiere wurden Hunde bis zur Mitte dieses Jahrhunderts in Europa zumeist von armen Leuten eingesetzt. Sie zogen Schiebkarren zum Transportieren von allerlei Handelswaren und Gebrauchsgegenständen, sie wurden vor Milchkarren gespannt und verhalfen z.B. Händlern zu einer breiteren Verteilung ihrer Waren. Sie zogen Kutschen und Schlitten und ermöglichten eine gesteigerte Mobilität. Der Hundekarren gehört ins typische Bild der europäischen Städte im 19. Jahrhundert. Für die Armen und Ärmsten der Armen war der Hund das einzige verfügbare Transportmittel - er galt als das Pferd der Armen -, und er bewachte und beschützte das wenige Hab und Gut, das diese Menschen besaßen. Im Gegensatz zu den Hunden des Adels, zumeist Jagd- oder Schoßhunde, galten die Hunde der Armen, der Bauern und Arbeiter, aus der Sicht des Adels gesehen, zumeist als unnütze Köter. Wurden die Arme-Leute-Hunde noch im Mittelalter bei Bedarf zum Dienst für den Hochadel - zumeist für die Jagd - „einbestellt“, um damit gleichzeitig den Bauern die Möglichkeit zu nehmen, sich mit ihren Hunden ihre Lebensgrundlage durch verbotenes Wildern zu ergänzen (vgl. Kaiser 1994, 34-36), wurde im 19. Jahrhundert der vermeintlich nutzlosen Hundehaltung der Armen durch eine lokal einzutreibende Steuer für nutzlose Hunde Einhalt geboten. „Ausgehend von der Zwangsvorstellung, alle Dinge auf ihre Nützlichkeit hin befragen zu müssen, erkannte die Obrigkeit, daß nicht alle Hunde gleich zu bewerten seien, daß vor allem nicht jeder Hunde halten sollte, denn nicht jeder besaß in ihren Augen ausreichende Argumente (oder Geld), um seine Hundehaltung rechtfertigen zu können.“ (a.a.O. S. 49) Hier werden die teilweise heute noch anzutreffenden Unterscheidungen zwischen den Rassen der Hunde und den Klassen ihrer BesitzerInnen deutlich. Und es zeigt sich, daß die Bewertung von Nützlichkeitskriterien, vom Standpunkt Außenstehender betrachtet, oftmals die tatsächlichen Funktionen für die Betroffenen ignoriert. Dies gilt sowohl für den ökonomischen als auch für den sozial-emotionalen Nutzen. Der „unnütze Hund“ der Armen, der Köter, ist eine Erfindung des letzten Jahrhunderts. Mit ihm waren Hunde der Armen gemeint, deren Nutzen für die Obrigkeit nicht ersichtlich war. Nicht gemeint waren damit die sogenannten **Gesellschaftshunde** (Schoßhunde) die

heute unter der Bezeichnung Heimtier oder Hobbyhund zusammengefaßt werden und zu dieser Zeit als Accessoires in höheren Kreisen gehalten wurden.

Hunde wurden über die Jahrtausende als Hüter, Jäger, Kämpfer und Lasttiere eingesetzt, ihr Nutzen lag in ihrem ökonomischen Wert, der durch ihre Arbeit begründet wurde. Die Fähigkeiten, die durchaus unterschiedlichen, vielschichtigen und schwierigen Aufgaben meistern zu können, ausschließlich aus der sogenannten instinktiven Intelligenz, also den Fähigkeiten und Verhaltensweisen, die Bestandteile des genetischen Programms sind, das durch selektive Zucht entsteht, zu beschreiben, erklärt diese Fähigkeiten nur unzureichend (vgl. Cohen 1997, 166ff). Vielmehr ist, neben allen physischen Fähigkeiten der Tiere, die primäre Aufgabe der Gefährtenschaft die Voraussetzung und Grundlage zur Nutzung all dieser Potentiale des Hundes. Ohne eine soziale Bindung an den Menschen wäre weder der Hund in der Lage, seine Aufgaben zu erfüllen, noch kann der Mensch den Hund erziehen, abrichten, ausbilden, ohne eine sozial-emotionale Bindung zu dem Tier einzugehen. Das bedeutet, daß die Qualitäten des Hundes, die er als Arbeitstier aufweist, nicht nur auf der Basis sozialer Bindungen zwischen Mensch und Hund entstanden sind, sondern als solche auch nur durch das Fortbestehen dieser sozialen Verbindung möglich sind.

### **c) Zur sozialen Funktion des Hundes**

Neben seinen vielschichtigen Fähigkeiten als Arbeitstier erfüllt der Hund für den Menschen zusätzlich immer auch eine soziale Funktion. In modernen Industrienationen ist der Einsatz von Hunden immer mehr beschränkt auf seine Rolle als Heimtier, d.h. die soziale Funktion des Hundes tritt in diesen Mensch-Hund-Beziehungen in den Vordergrund. Um dieses Phänomen erklären zu können, wurde und wird untersucht, welche Fähigkeiten der Hund aufweist, um diese soziale Funktion auszuüben. Wie vermag der Hund den Anforderungen der Menschen, die u.a. in den Motiven der Tierhaltung zum Ausdruck kommen, in der Weise zu entsprechen, daß er zum beliebten Partner des Menschen avanciert?<sup>35</sup>

Beziehungen beinhalten immer Formen der Interaktion. Analysiert man die Mensch-Hund-Beziehung unter dem Gesichtspunkt der Interaktion, offenbart sich

---

<sup>35</sup> Vgl. Kapitel II.3.

als deren Grundlage eine scheinbar unermessliche Fülle kommunikativer Anteile. Betrachtet man die Kommunikationsformen des Hundes, erschließen sich seine aktiven Beiträge durch verschiedenste Lautgebungen und durch körperliche Gebärden und Signale, ausgedrückt durch Augen, Fang, Ohrenstellung, Körperhaltung und durch die Stellung der Extremitäten im Verhältnis zum Rumpf. Diese Sprache der Hunde ist seit langem Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen.<sup>36</sup> Für den Zusammenhang der Kommunikation zwischen Mensch und Hund sind diese aktiven Anteile insofern interessant, als der Mensch die Sprache der Hunde kennen und weitestgehend verstehen sollte, um eine tragfähige Beziehung zu ermöglichen.

HundehalterInnen bestätigen, daß ihr Hund sie versteht und meinen damit sicherlich nicht sprachlichen Inhalt, sondern in erster Linie die hinter den Worten liegenden Bedeutungen.<sup>37</sup> Wie aber versteht der Hund den Menschen? Diese Frage erschöpfend zu beantworten, ist - nach wissenschaftlichen Erkenntnissen - nicht möglich. Annähern kann man sich dieser Frage jedoch, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Sinne der Hunde, zumindest der Gehör- und der Geruchssinn, wesentlich feiner, empfindlicher, sozusagen leistungsfähiger sind, als die des Menschen. Vergleichbar mit den Leistungen des Klugen Hans ist der Hund in der Lage, mit seinen Sinnen Gegebenheiten wahrzunehmen, die sich der menschlichen Wahrnehmung entziehen.<sup>38</sup> Oftmals wird dem Hund ein sogenannter Gefühlssinn zugesprochen. Gemeint wird mit diesem vermeintlichen Sinn die Fähigkeit, unausgesprochene und ausgesprochene Gefühle des Menschen adäquat wahrzunehmen. Erlebt wird dieses Mitgefühl des Hundes durch eine von ihm ausgehende Zuwendung zum Menschen. Dieser sogenannte Gefühlssinn erweist sich nicht als ein eigenständiges Organ - nach dem jedoch lange geforscht wurde -, sondern ist das Ergebnis komplexer Sinnesleistung einer genetisch auf Sozialverhalten fixierten Rudelexistenz. Wo Kommunikation ausschließlich auf Wahrnehmen und Senden emotionaler Befindlichkeiten beruht, macht das vielschichtige Ausdrucksverhalten eines Hundes nur dann einen Sinn, wenn es von den Kommunikationspartnern verstanden wird. Die Tatsache, daß Hunde

---

<sup>36</sup> Der Begriff Sprache meint, in Anlehnung an Cohen (1997, 128-157), alle dem Hund eigenen Kommunikations- und Ausdrucksfähigkeiten, die als sprachliche Intelligenz zusammengefaßt und bezeichnet werden.

<sup>37</sup> Vgl. die in den Kapiteln III.1., III.2. und III.3. erwähnten Studien und Untersuchungen.

<sup>38</sup> Vgl. Kapitel I.4.

sogenannte Rudeltiere sind, also in einem sozialen Verbund zusammenleben, impliziert, daß sie zu ihrem Ausdrucksverhalten ein adäquates Wahrnehmungsvermögen haben. Dieses Wahrnehmungsvermögen, durch das mehr Ausdrucksdetails aufgenommen und im Gehirn verarbeitet werden als der Mensch jemals wahrnehmen kann, ist das Geheimnis eines vermeintlichen Gefühlsinns des Hundes. „Er hat es im Umgang mit uns gelernt, was jene Körperhaltung, jener Gesichtsausdruck, jene stimmliche Klangfarbe oder die unseren Eigengeruch verändernde Adrenalinausschüttung (...) bedeutet. (...) So entdeckt er unsere Stimmung, ohne sich darauf konzentrieren zu müssen, bereits früher als wir selbst und richtet sein Verhalten danach.“ (Trumler 1997, 171) Dieses Vermögen, feinste Veränderungen, teilweise durch dem Menschen unbewußte Gefühle hervorgerufen, registrieren zu können, impliziert auch ein differenziertes Unterscheidungsvermögen eigener Wahrnehmungen, eigenen Gefühlslebens. So ist davon auszugehen, daß der Mensch die Ausdrucksfähigkeit des Hundes aufgrund der, im Vergleich zum Hund, beschränkten Sinne nicht in vollem Umfang wahrnehmen und verstehen kann. Das, was den Menschen vom Hund (Tier) trennt bzw. unterscheidet, seine Bewußtheit und seine Sprache, hat beim Hund ein Äquivalent in seiner Spezialisierung auf Ausdrucksverhalten und -verstehen. „Schließlich beruht die Möglichkeit zu einer so engen Verbundenheit, wie sie sich zwischen Mensch und Hund einspielen kann, eben darauf, daß alle seelischen Höchstleistungen des Hundes im Dienste des Sozialverhaltens entwickelt worden sind.“ (a.a.O. S. 172) In diesem Zusammenhang stehen die Befunde, nach denen die Hunde einerseits in ihren Ausdruckserscheinungen eine besondere Ähnlichkeit mit Primaten und insbesondere mit dem Menschen zeigen (vgl. Guttman u.a. 1985, 26) und die bereits von Lorenz festgestellten Fähigkeiten der Hunde, ihr soziales Verhalten dem Menschen anzupassen: „Kein starrer Instinkt veranlaßt einen Hund, seine Liebe dadurch auszudrücken, daß er seinen Kopf auf das Knie des Herrn legt. Eben deshalb ist dieser Ausdruck tatsächlich unserer menschlichen Sprache näher verwandt als alles, was die wilden Tiere einander zu sagen haben.“ (Lorenz 1998 [1965], 109)

Die innige Verbundenheit zwischen Mensch und Hund hat in diesem Verstehen durch den Hund eine Erklärung und Begründung. Verstanden zu werden, sich verstanden fühlen, ist ein fundamentales menschliches Bedürfnis. Sich ohne Worte zu verstehen ist die Grundlage der Beziehung zwischen Mensch und Hund - wie

jeder Mensch-Tier-Beziehung. Gleichzeitig weisen diese Beziehungen keine der menschlichen Kommunikation entspringenden Mißverständnisse auf: Das Fehlen digitaler Anteile in der Kommunikation zwischen Mensch und Hund führt auf eine Ebene der Verständigung, auf der die Authentizität zur primären Ausdrucksform der Beziehung wird. Verständigungsprobleme in der Kommunikation zwischen Mensch und Hund sind die Schwierigkeiten, die Gefühle des Gegenübers zu verstehen, nicht die versteckten Absichten, die hinter der digitalen Kommunikation, die die Beziehung zwischen einem Wort und dem damit benannten willkürlich festlegt, liegen. Um mit dem Hund zu kommunizieren, läßt sich der Mensch auf die analoge Kommunikation - auf die Sprache der intensiven Beziehungen - ein. Die Interaktion auf dieser Ebene ist es, die dem Menschen das Gefühl von Vertrautheit und Zuneigung, das er dem Hund entgegenbringt und von diesem erhält, ermöglicht und zugleich einen Gegenpol zu einem zumeist primär durch Rationalität geprägten Alltag darstellt.

In der Beziehung zum Hund erfährt der Mensch eine Zuneigung und Zuwendung, die frei von wertenden, moralisch-ethischen, also menschlichen Kategorien ist. Der Hund reagiert sensibel und schnell auf emotionale Äußerungen, ohne inhaltlich etwas von dem Gesagten zu verstehen. Das Tier verlangt weder eine Vorleistung noch hat es zukünftige Erwartungen an den Menschen als Bedingung seiner Zuneigung. Kategorien wie Attraktivität, Leistung, Fitneß und Standfestigkeit sind einem Tier fremd. So vermitteln Hunde ihren HalterInnen ein Gefühl von Wichtigkeit und Unersetzbarkeit, unabhängig von zwischenmenschlichem Alltagserleben mit den Höhen und Tiefen in der Bewertung der Selbst- und Fremdeinschätzung. Die Zuwendung und Zuneigung des Hundes ist frei von solchen Schwankungen; sie ist beständig.

## **2. Zum Stellenwert der Heimtierhaltung in der Bundesrepublik**

Anfang der 80er Jahre lag die Bundesrepublik im internationalen Vergleich der Heimtierhaltung (Hunde, Katzen, Nager und Vögel) im unteren Drittel: 1982 besaßen in den angelsächsischen Kulturen bereits bis zu 42% (USA) der Haushalte einen Hund und bis zu 32% (Australien) eine Katze. In der Bundesrepublik waren es lediglich 13% Hunde und 9% Katzen (vgl. Messent 1984, 10f).

Zum Stellenwert des Hundes heißt es in der Studie "Mensch und Hund - Psychologie einer Beziehung" von Reinhold Bergler (1984), daß: „(...) insgesamt jedenfalls 3,3 Millionen Hunde gehalten werden. Umgerechnet auf Personen heißt das, daß 7,5 Millionen Menschen in einem Haushalt leben, zu dem auch ein Hund gehört.“ (Bergler 1986, 152)

Heute leben in der Bundesrepublik ca. 5-6 Millionen Katzen, ebenso viele Hunde, ca. 8 Millionen Vögel, ca. 65 Millionen Zierfische und zusammen etwa 3 Millionen Nager und Terrarientiere (vgl. Greiffenhagen 1991, 37f).<sup>39</sup>

Die Beträge, die die BesitzerInnen für ihre Tiere ausgeben kletterten in den letzten Jahren auf mehrere Milliarden DM pro Jahr.<sup>40</sup>

Angesichts dieser, wenn auch teilweise ungenauen Zahlen lassen sich viele Fragen stellen. Wer hat warum welches Tier? Was erhofft oder erwartet jemand, wenn er oder sie sich ein Tier anschafft? Was bedeutet es für den Menschen mit einem Tier zusammenzuleben? Wie stellt sich diese Beziehung für das Tier dar? Welche Probleme tauchen in der Beziehung auf? Wie wirkt sich die Mensch-Tier-Beziehung auf das soziale Leben der HalterInnen aus? Lassen sich Zusammenhänge zwischen Persönlichkeitsmerkmalen und Heimtierhaltung feststellen?

Der Fragenkatalog scheint unerschöpflich. Wissenschaftliche Untersuchungen, die die Heimtierhaltung in einen komplexen theoretischen Bezugsrahmen einordnen und somit einer Beantwortung dieser Fragen näher kommen, liegen nach meinen Erkenntnissen nicht vor. Aussagen über den Stellenwert der Heimtierhaltung insgesamt bleiben so vorerst auf unsichere Zahlen gestützt. Folgern läßt sich daraus lediglich die stark vereinfachte Aussage, nach der der Heimtierhaltung in unserer Gesellschaft aufgrund ihres erheblichen Umfangs eine steigende Bedeutung beizumessen ist.

---

<sup>39</sup> M. E. erhöhen sich die Zahlen durch die Dunkelziffer, zumindest bei den Hunden und Katzen, um ein vielfaches. Leider konnte ich keine genaueren Daten in Erfahrung bringen. In diversen Dokumentationen des Fernsehens über die Mensch-Tier-Beziehung (s. Literatur- und Quellenverzeichnis) ist von einer Dunkelziffer bei Hunden zwischen 50% und 100% auszugehen.

<sup>40</sup> Nach einer dpa-Meldung in der taz - s. Literatur- und Quellenverzeichnis - gab es in der Bundesrepublik 1998 20,8 Mio. Heimtiere in 11 Mio. Haushalten. Davon waren 6,3 Mill. Katzen und je 5 Mio. Hunde und Ziervögel. Ausgegeben wurde für die Tiere 1998 insg. 5,3 Milliarden Mark für Fertignahrung und Zubehör.

### **3. Motive der Heimtierhaltung**

Die zentrale Frage, der ich diesem Kapitel nachgehen werde lautet: Warum halten Menschen Heimtiere? Welchen Nutzen erwarten sie von dem Zusammenleben mit einem Tier? In der Analyse und Interpretation der wechselseitigen Beziehungen erhält man auch Auskunft über die tatsächliche Leistung des Tieres, diesen Anforderungen zu entsprechen. Wenn man weiß, was das Tier für den Menschen bedeutet, klärt sich auch die zentrale Frage nach dem Zusammenhang von Tierhaltung und Lebensqualität.<sup>41</sup>

Um den Motiven der Tierhaltung auf die Spur zu kommen, ist es notwendig, einige theoretische Vorbedingungen anzuführen: Die schlichte Aufzählung und Interpretation der Motive der Heimtierhaltung oder das Aufzeigen bestimmter Korrelationen zwischen allgemeinen Persönlichkeitseigenschaften und Tierhaltung, wie es häufig nicht nur in Alltagstheorien, sondern auch in fachlichen Auseinandersetzungen geschieht, liefern keinen ausreichenden Einblick in die tatsächlichen Entscheidungsprozesse. Sozialpsychologische Theorien der Erforschung von Motivationslagen müssen in eine Analyse einfließen.

Das Modell der persönlichen Erwartungswerte der Motivationspsychologie mißt den persönlichen Werten bezüglich möglicher Zielvorstellungen menschlichen Verhaltens und Handelns einen erheblichen Erklärungswert bei. Erwartungen sind demnach persönlich bedeutende und motivational wirkende Einstellungen, sprich: in die Zukunft gerichtete Hoffnungen und Befürchtungen, die für das gegenwärtige Verhalten relevant sind. Zu berücksichtigen wären ferner als Theorie sozialen Verhaltens soziale Wechselwirkungsprozesse, um die Interaktion unter den an diesen Prozessen Beteiligten zu erklären. Damit ist eine weitere Ebene, die der persönlichen Kosten-Nutzen-Faktoren in die Analyse mit einbezogen. Soziales Verhalten wird hier als Umsetzung eines Bilanzierungsvorganges von subjektiv eingeordneten Vor- und Nachteilen beschrieben. Dieser Bilanzierungsprozeß impliziert eine potentielle Entscheidungsfreiheit und somit die Existenz von möglichen Entscheidungsalternativen. „Nun ist ja Verhalten immer auch ein Verhalten in Situationen und im Umfeld von Entscheidungsalternativen; das heißt, die Entscheidung für oder gegen die Anschaffungen eines Hundes ist nicht

---

<sup>41</sup> Im weiteren beziehe ich mich in diesem Kapitel, wenn nicht anders angegeben, auf die bereits erwähnte Untersuchung zur Psychologie der Beziehung Mensch-Hund von R. Bergler (1986), die auch Aussagen zur Heimtierhaltung insgesamt trifft und gewisse Interpretationen erlaubt.



losgelöst von Überlegungen, inwieweit ein Hund überhaupt in dem wünschenswerten Ausmaß menschliche Bedürfnisse zu befriedigen vermag, oder ob es andere Möglichkeiten gibt, vorhandene Ziele, Wünsche und Bedürfnisse zu realisieren.“ (Bergler 1986, 90)

Vor diesem Hintergrund sind demnach Aussagen von TierbesitzerInnen zur ihren Motiven der Tierhaltung und dem Stellenwert des Tieres in ihrem Lebenszusammenhang in ein umfassendes Bedingungsgefüge und einen individuellen Beziehungszusammenhang eingebettet. Hinzu treten zusätzliche, die Entscheidung zur Tierhaltung beeinflussende Faktoren wie die aktuelle Lebenssituation, biographische Anknüpfungspunkte, Zukunftserwartungen, aber auch soziale Vorurteile durch stereotype Charakterisierungen und Stigmatisierung von TierhalterInnen.

Motive der Tierhaltung gibt es so viele wie es Mensch-Tier-Beziehungen gibt. Eine Zusammenfassung und Kategorisierung ist aber Voraussetzung, um Aussagen treffen zu können. Im weiteren verbinde ich die ermittelten Motive der Studie von Bergler (1986) mit denen aus der von mir gesichteten Literatur.<sup>42</sup> Es ergibt sich ein - nicht repräsentativer - Querschnitt durch die Motive der Tierhaltung und die Bedeutung der Tiere für ihre HalterInnen.

Erwachsene halten Tiere weil sie<sup>43</sup>

- soziale Anregungen bieten (Spielen, Beschäftigen, Geselligkeit, Aufforderung, Zweisamkeit, Sprechen);
- emotionale Bedürfnisse befriedigen (Zärtlichkeiten, Nähe, Wärme, Sicherheit, Konstanz, Geborgenheit, Lachen, Liebe, Hoffnung);
- die Freizeit ausfüllen und gestalten (ständige Anwesenheit, Kümmern, Vereinsleben, Hobby, Gleichgesinnte);
- Fürsorge verlangen, eine Aufgabe darstellen (sich kümmern, Strukturierung des Tagesablaufs, gebraucht werden, Zuwendung, Verantwortung übernehmen, Abhängigkeit, gefordert werden);

---

<sup>42</sup> Eine Beschränkung auf die Nutzenfaktoren ist für den Zusammenhang dieser Arbeit notwendig und m.E. auch hinreichend - vgl. die motivationstheoretischen Ausführungen.

<sup>43</sup> Zu den Motiven der Kinder vgl. Kapitel III.2.

- erzieherische Funktionen übernehmen (Kontinuität, Akzeptanz von Andersartigkeit, Regelmäßigkeit);<sup>44</sup>
- beständige Partner sind (Konstanz, Verlässlichkeit, Dauerhaftigkeit, Ehrlichkeit, Treue, Beistand, Sympathie, Dankbarkeit);
- das Prestige steigern (Rassetiere, Ausstellungen, Wettkämpfe)
- keine Launen haben (gleichbleibende Zuneigung, Ausgleichsfunktion);
- Erfolgserlebnisse vermitteln (Erziehung, Kunststücke, Zucht, Aufzucht, Leistungssteigerung).

Darüber hinaus gelten als Gründe für die Haltung von Hunden:<sup>45</sup>

- Sie sind beständige Begleiter (Treue, Anpassungsfähigkeit, Flexibilität);
- sie stellen soziale Kontakte her (Katalysatorfunktion);
- sie beschützen (physischer Schutz durch Wachsamkeit, Abschreckung, Anwesenheit; psychischer Schutz durch Sicherheit und Geborgenheit);
- sie verstehen den Menschen (Physiognomie, Verhalten, Lautsprache, Körpersprache, Erziehung, Ausbildung);
- sie halten fit (Gesundheitsprophylaxe, Rehabilitation durch Bewegung);
- sie sind nützlich (Servicehunde, Such- und Rettungshunde, Diensthunde).

Die Bedeutung eines Heimtieres für Wohlbefinden und Lebensqualität - als eine Ansatzmöglichkeit, aus den Motiven Erklärungsansätze abzuleiten - läßt sich aus dem jeweils wahrscheinlichen Beitrag des Tieres für die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse und Wertvorstellungen herleiten (vgl. Bergler 1986, 152). Fragt man sodann nach dem tatsächlichen Beitrag zur Lebensqualität des Menschen durch die Tiere, wird deutlich, daß dem Hund eine gewisse Präferenz eingeräumt wird. Nach Bergler „(...) ist es schon erstaunlich, wenn Hundehalter in 48 Prozent der Fälle und selbst Personen ohne Heimtiere noch in 16 Prozent der Fälle zugeben, daß ein

---

<sup>44</sup> Zur erzieherischen Funktion bei Kindern vgl. Kapitel III.2.

<sup>45</sup> Vgl. auch Kapitel II.1.

Hund einen wesentlichen Beitrag für die Erhöhung der Lebensqualität eines Menschen zu leisten vermag“ (a.a.O. S. 152).

Bergler kommt zu dem Ergebnis, daß insbesondere ein Hund zweifelsfrei einen wesentlichen Beitrag für die Entwicklung von Zufriedenheit und Wohlbefinden, Selbstbewertung, Selbstsicherheit und Selbstzufriedenheit leistet. Demnach kann als gesichert angesehen werden, daß Heimtiere psychologische Rückwirkungen auf die HalterInnen ausüben.

Eine Bedingung für den gezielten Einsatz von Tieren z.B. in der Sozialen Arbeit ist, daß wir diese Rückwirkungen verstehen.

#### **4. Zusammenfassung**

Seit Jahrtausenden lebt der Hund in enger Gefährtschaft mit dem Menschen. Als erstes Tier wurde der Wolf als Gesellschafter und Spielkamerad von Frauen und Kindern gezähmt. Durch gezielte Selektion seiner jugendlichen Eigenschaften wurde durch den Prozeß der Domestikation aus dem Wildtier der heutige Hund. Über die primäre soziale Funktion hinaus entstanden die Fähigkeiten des Hundes, die ihn heute auszeichnen: Als Arbeitstier - Jagdhund, Wachhund ect. - erfüllt und erfüllt er in nahezu allen Kulturkreisen die vielfältigen und für den jeweiligen Lebenszusammenhang notwendigen Aufgaben für den Menschen. In der Bundesrepublik wie in vielen westlichen Industrienationen tritt der instrumentelle Nutzen der Tiere zugunsten ihrer psycho-sozialen Funktion in den Hintergrund. Die Heimtierhaltung als Ausdruck der engen sozialen Gefährtschaft zwischen Mensch und Hund und die Motivation zur Heimtierhaltung verdeutlichen die Tatsache, daß die sozialen und kommunikativen Eigenschaften der Tiere eine Entsprechung in ihrer Beliebtheit bei den Menschen finden: Die positiven Eigenschaften des Hundes - seine Anpassungs- und Bindungsfähigkeit, sein Ausdrucks- und Sozialverhalten, seine Schutz- und Wachfunktion - als antizipierte und tatsächliche Eigenschaften der Tiere finden eine Entsprechung in den Aussagen zu den Motiven der Hundehaltung. Dies bedeutet, daß der Beitrag des Tieres zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dazu führt, daß Heimtierhaltung im allgemeinen und Hundehaltung im besonderen eine positive Bedeutung für und Auswirkung auf das Wohlbefinden und die Lebensqualität der HalterInnen hat. Ohne diese tatsächlichen Rückwirkungen der Qualitäten der Tiere würden

Menschen keine Tiere in ihren sozialen Lebensraum integrieren, wäre ein pädagogischer Einsatz von Tieren weder zu begründen, noch wäre es überhaupt sinnvoll, sich unter sozialpsychologischen und sozialpädagogischen Gesichtspunkten mit den Möglichkeiten eines Einsatzes von Tieren auseinanderzusetzen.

### **III. Tiergestützte Pädagogik - der Hund als Helfer in der Sozialen Arbeit**

In diesem Abschnitt der Arbeit werde ich zu Beginn die größtenteils empirischen Grundlagen der tiergestützten Pädagogik in einem Überblick referieren. Diese Übersicht vermittelt die Bandbreite der bisherigen Untersuchungsbefunde und spiegelt zugleich das vielfältige Potential wider, das für einen Einsatz von Tieren in der Sozialen Arbeit zur Verfügung steht. Die wissenschaftlichen Ergebnisse vieler Untersuchungen lassen jedoch offen oder beschreiben nur unzureichend, wie die Ergebnisse zu erklären sind: Worin liegt die Bedeutung und Wirkung der Tiere? Zweifelsfrei ist, daß die Erklärung nicht in dem Tier an sich zu suchen ist, sondern in einer sozialen Beziehung zwischen Mensch und Tier. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, die spezifische Bedeutung von Tieren zu analysieren. Vor dem Hintergrund der empirischen Befunde werde ich im weiteren die soziale, psychische, gesundheitliche und instrumentelle Wirkung des Hundes auf bestimmte Personengruppen, auf potentielle Zielgruppen Sozialer Arbeit - Kinder, alte Menschen und Behinderte -, beschreiben und erläutern. Es ist der Versuch, die bisherigen Ausführungen auf ihre praktische Umsetzung hin zu übertragen und unter Berücksichtigung entwicklungsspezifischer Aspekte und lebensnaher Anwendungsmöglichkeiten zu reflektieren.

Den Abschluß bildet ein Überblick möglicher Einsatzformen des Hundes im Rahmen tiergestützter sozialpädagogischer Arbeitsvollzüge. Die Rahmenbedingungen eines solchen Einsatzes und ein Aufriß über das weite Feld der unterschiedlichen Bereiche, die zu beachten und einzubeziehen sind, werden skizziert. Es gilt aufzuzeigen, daß tiergestützte Pädagogik kein Ersatz oder erleichterndes Beiwerk für professionelle Soziale Arbeit darstellt, sondern ein verantwortungsvolles, somit fundiertes und umfassendes Auseinandersetzen, Vorbereiten, Planen, Durchführen oder Begleiten und Auswerten verlangt.

## **1. Tiere helfen heilen - Grundlagen der tiergestützten Pädagogik**

‘Tiere haben eine soziale Funktion; sie können bei physischen und psychischen Erkrankungen helfen’. Dies ist die These, die seit einigen Jahren unter unterschiedlichsten WissenschaftlerInnen nicht nur diskutiert, sondern durch Forschungen und praktische Erprobungen in weiten Kreisen als fundierte Tatsache ausgewiesen wird.

Der Kinderpsychologe Boris Levinson prägte den Begriff „pet-facilitated therapy“, nachdem er in den 60er Jahren herausfand, daß ihm die Anwesenheit seines Hundes einen erleichterten Zugang zu seinen kleinen PatientInnen ermöglichte (vgl. Greiffenhagen 1991, 13ff).<sup>46</sup> Seit den 70er Jahren wird die Mensch-Tier-Beziehung zumeist von US-amerikanischen WissenschaftlerInnen unterschiedlichster Fachrichtungen der natur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen erforscht. Seit Anfang der 80er Jahre finden regelmäßig internationale Kongresse und Symposien statt, auf denen die Entwicklung der Forschung, die klinischen Ergebnisse, aber auch Prognosen, Forderungen und offene Fragen zum komplexen Feld Mensch-Tier-Beziehung einer immer breiter werdenden Gruppe von Fachleuten und interessierten Laien öffentlich vorgestellt werden (vgl. a.a.O. S. 15).

Im folgenden werde ich einige wissenschaftliche Untersuchungen und deren Ergebnisse stellvertretend für eine Fülle an Material zusammenfassend darstellen. Dies soll zum einen einen Überblick über den derzeitigen Forschungsstand liefern. Zum anderen werde ich herausarbeiten, welche Aspekte dieser Forschungen für einen Einsatz von Tieren in der Sozialen Arbeit relevant und umsetzbar sind.

### Gesundheitseffekte:

Bereits Ende der 70er Jahre gab es Hinweise auf eine beim Menschen blutdrucksenkende- und kreislaufstabilisierende Wirkung von Heimtieren. Die Soziologin Erika Friedmann führte eine Studie durch, die sich mit den Überlebenschancen von HerzinfarktpatientInnen nach deren Entlassung aus dem Krankenhaus befaßte. Über Fragebögen ermittelte sie die soziale Alltagssituation der PatientInnen und fragte auch, ob ein Haustier gehalten wird. Die Studie ergab einen deutlichen Zusammenhang von minderer sozialer Integration und dem früheren Ableben der PatientInnen. Offensichtlich wurde aber ein weiterer

---

<sup>46</sup> ‘pet-facilitated therapy` dt. ‘tiergestützte Pädagogik`; pet = Lieblingstier, to facilitate = erleichtern, fördern.

Zusammenhang: Die PatientInnen, die ein Heimtier besaßen, hatten signifikant bessere Chancen zu überleben und zu gesunden als PatientInnen ohne Heimtier. Nach Ausschluß vielfältiger möglicher Fehlerquellen - unzureichende Diagnosen, unbekannte Persönlichkeitsmerkmale usw. - blieb es bei dem Ergebnis, daß der Besitz eines Heimtieres sich positiv auf den Genesungsverlauf der HalterInnen auswirkte (vgl. a.a.O. S. 39f).

Die Frage nach den Gründen dieser Wirkung war zu der Zeit nicht zu beantworten. Es folgten eine Fülle von Experimenten, Untersuchungen, Studien, die alle zu einem vergleichbaren Ergebnis kamen: Die Ruhe eines Tieres wirkt beruhigend auf anwesende Menschen. Das Streicheln führt zu unmittelbarer meßbarer Blutdrucksenkung. Sogenannte Angst-Tests zeigten, daß deutlich geringere Angst-Werte nachweisbar sind, wenn die Testpersonen während der Testsituation einen Hund bei sich haben. Eine gleichsam hypnotische Wirkung ist bei mit Fischen belebten Aquarien beobachtet worden. Eine Studie, die verschiedene Entspannungstechniken - Betrachten eines Aquariums, stille Konzentration, Betrachten eines Posters und Hypnose sowie Kombinationen einzelner Entspannungstechniken - bei PatientInnen, denen ein zahnärztlicher chirurgischer Eingriff bevorstand, vergleichend analysiert, kommt zu dem Ergebnis, daß die nachhaltigste Entspannung durch Hypnose und Konzentration auf das Aquarium entstand (vgl. a.a.O. S. 43).

Es kann als gesichert angesehen werden, daß in Ruhe befindliche Tiere, ungestörte Natur ein Zeichen für Sicherheit darstellen und das Erleben dieser Atmosphäre das Gefühl der Sicherheit auf den Menschen überträgt (vgl. Katcher/Beck 1884). Es ist daher wahrscheinlich, daß die so zu erklärende Vertrautheit zwischen Mensch und Tier die oben beschriebene beruhigende Wirkung auslöst.<sup>47</sup>

Daß die beruhigende Wirkung von Tieren weitere, hieraus ableitbare und andere positive Gesundheitseffekte nach sich zieht, ist naheliegend.

#### Psycho-soziale Effekte:

Heimtiere vermitteln das Gefühl, gebraucht und, je nach Tierart, auch verehrt zu werden. Sie sind loyale Gesprächs- und Sozialpartner, sie vertreiben Gefühle von

---

<sup>47</sup> Die umgekehrte Variante, daß fliehende Tiere Gefahr ausdrücken und dies als Unruhe auf Menschen übertragen, ist seit jeher probates Mittel in filmischen Darstellungen zur Erzeugung von Gefühlen der Furcht und Angst aufgrund drohender Gefahr.

Einsamkeit z.B. auch bei Verlust einer nahestehenden Person. Tiere befriedigen ein Bedürfnis nach Nähe - auch körperlicher Nähe, Kuscheln, Streicheln. Alle menschlichen Sinne, alle Wahrnehmungsbereiche werden durch die Interaktion mit einem Tier aktiviert. Das Bedürfnis nach Nähe erfüllt sich beim Tier und beim Menschen in Gegenseitigkeit. Zärtlichkeiten mit Tieren auszutauschen, ist in der Öffentlichkeit weniger tabuisiert als dies für zwischenmenschlichen Beziehungen gilt.<sup>48</sup> Auch Selbstbeschränkungen bestehen weniger, wenn die Gefahr der sexualisierten Interpretation gering ist. Zuneigung kann so ausgelebt und genossen werden. Dieses Zulassen der zugewandten Gefühle führt zu einem ausgeglichenen Verhältnis zwischen Mensch und Tier. Die Widerspiegelung dieser Ausgeglichenheit als Merkmal zwischenmenschlicher sozialer Beziehungen ist ein Aspekt, der sich als Ergebnis von Untersuchungen zur sozialen Funktion von Heimtieren herauskristallisiert (vgl. Greiffenhagen 1991, 50f).

Eine amerikanische Studie zur Fremdeinschätzung sozialer Kontaktchancen von TierhalterInnen und Nicht-TierhalterInnen kommt zu dem Ergebnis, daß Menschen mit Tieren freundlicher, lockerer, entspannter und offener auf andere Menschen wirken und so eine Kontaktbereitschaft signalisieren, die sich deutlich von Menschen ohne Tiere unterscheidet (vgl. a.a.O. S. 52f). Daraus läßt sich ableiten, und eine Studie bestätigt diese Folgerungen (Guttman u.a. 1984), daß intensive Interaktion mit Tieren die Physiognomie des Menschen beeinflußt und gleichzeitig sich beim Menschen die Fähigkeit, mimisches und gestisches Ausdrucksverhalten des Gegenübers richtig zu interpretieren, steigt. „Die Heimtierhaltung fördert das Verständnis der menschlichen, nichtverbalen Ausdrucksmittel und steigert die Sensibilität für die Aufnahme mimischer Ausdrucksnuancen.“ (a.a.O. S. 66)

Diverse andere Studien erfassen und analysieren die sogenannte Katalysatorfunktion der Tiere. Darunter versteht man, daß durch ein Heimtier soziale Beziehungen nicht nur aufrechterhalten und ausgebaut werden, sondern auch neue Beziehungen entstehen (vgl. Greiffenhagen 1991, 51f). Das Kennenlernen anderer Menschen wird erleichtert: beim Spaziergang mit dem Hund, beim Gespräch über das Tier, durch das Zusammenleben mit Tieren in Heimen, durch die gemeinsame Pflege der Schulzootiere etc.

Bei der Sichtung der Forschungen, Studien, Untersuchungen und Erfahrungsberichte zu diesem Themenkomplex, fällt auf, daß zumeist ein

---

48 Gemeint ist hier körperliche Nähe und Wärme, taktile Wahrnehmung etc. Der Sodomie soll hier keine Beachtung geschenkt werden.



Schwerpunkt auf bestimmte Gruppen - auf Kinder, Ältere und Behinderte - gelegt wird. Die Phänomene Einsamkeit, Isolation, Krankheit, Eingeschränktheit werden den genannten Gruppen als eine potentiell häufige Erscheinung zugeordnet; ebenso wie die Fähigkeit, emotionale Bindungen zu Tieren aufzubauen und aufrechtzuerhalten.<sup>49</sup>

Studien, wie die von Bergler (1994), die auch die Bedeutung der Kind-Tier-Beziehung aus der Sicht des Kindes einbeziehen, machen deutlich, daß Kinder, in deren Kommunikationsverhalten affektive Aspekte und somit nonverbale Anteile überwiegen, weitaus innigere, subtilere aber auch umfassendere Beziehungen zu Tieren pflegen können, als dies bei Erwachsenen der Fall ist.<sup>50</sup> Und es wird deutlich, daß Kinder einen spezifischen Eigen-Sinn in die Beziehungen zu einem Tier legen.<sup>51</sup> Berücksichtigt man diese Unterschiede, liegt die soziale und emotionale Funktion eines Tieres in erster Linie in der Funktion der Gefährtenschaft auf dem Weg zum Erwachsensein. Das Tier vermittelt zwischen der Erwachsenenwelt und der kind-lichen Welt. Es liefert Anregung zu kindlicher Phantasie und ist gleichzeitig Verbindungsglied zur Realität. Durch die Übernahme von Fürsorge und Verantwortung für ein anderes Wesen wird soziale Kompetenz entwickelt, motiviert durch emotionale Zuneigung und Liebe zum Tier. Anforderungen Anderer als berechtigt wahrzunehmen, bedeutet auch, sich mit deren Erfüllung auseinanderzusetzen, fördert Akzeptanz von Gleichheit und Andersartigkeit und hilft, Widersprüche auszuhalten (vgl. Bergler 1994, 23-60).

Für Ältere liegt der Schwerpunkt in der Mensch-Tier-Beziehung in der Wiederherstellung, Aufrechterhaltung und Förderung von Mobilität, in der Verbindung zu anderen Menschen und zumeist in einer Belebung erfreulicher Erinnerungen an frühere Erlebnisse mit Tieren.

Nach Greiffenhagen (1991, 108ff) eröffnet die Bedeutung von Tieren für Ältere fünf mögliche Perspektiven:

---

49 Die Erörterung des Zusammenhangs zwischen den genannten Zielgruppe und den ihnen zugeschriebenen sozialen Phänomenen muß hier zugunsten der Darlegung der Ergebnisse der Untersuchungen unterbleiben.

50 „Wir können und müssen auf der Grundlage unserer Untersuchungen feststellen, daß Heimtiere für ein Kind im Regelfall viel mehr bedeuten, als sich dies üblicherweise Eltern und Erwachsene vorstellen können.“ (Bergler 1994, 17)

51 Siehe Kapitel III.2.

- Leben und Erleben von Zärtlichkeit und Sinnlichkeit
- Vertreibung von Langeweile durch Kommunikation und Betreuungsaufgabe
- Unterstützung der Selbstakzeptanz durch ungeminderte Akzeptanz durch das Tier bei Abnahme körperlicher Leistungsfähigkeit und Attraktivität
- Wecken von Erinnerungen als Werkzeug zur Anpassung an das Alter
- Verzögerung eines Umzugs in ein Alten- oder Pflegeheim durch verbesserte Gesundheit, aber auch aus Trennungssorge

Eine 3-jährige Untersuchung über die soziale und gesundheitliche Wirkung von Heimtieren auf Ältere kommt trotz vieler Einschränkungen und Relativierungen früherer euphorisch aufgenommener Untersuchungsergebnisse u.a. zu dem Schluß, daß „(...)Heimtiere tatsächlich eine positive Wirkung auf das Wohlbefinden haben, vor allem bei Tiereignern mit besonders starker Tierbeziehung“ (Lago u.a. 1984, 41).<sup>52</sup>

Eine weitere Gruppe, die signifikant vom Umgang mit Tieren profitiert, sind sozial benachteiligte und/oder behinderte Menschen. Weitläufig bekannt und erforscht ist die heilende und psycho-sozial stützende Hippotherapie und das heilpädagogische Reiten und Voltigieren in der Arbeit mit behinderten Menschen. Ebenso bekannt, aber wesentlich unerforschter ist die Beziehung von Behinderten zu ihren Partnerhunden. Studien haben ergeben, daß zu Behinderten in Begleitung eines freundlich wirkenden Hundes eher Kontakt durch Nicht-Behinderte aufgenommen wird als z.B. zu Behinderten ohne Tier (vgl. Greiffenhagen 1992, 143f). Hunde stiften neuen Kontakt, und sie erfüllen darüberhinaus eine instrumentelle Funktion, indem sie bestimmte Aufgaben für die Behinderten übernehmen - sie werden deshalb auch oft „Servicetiere“ genannt. Meines Wissens nach gibt es nur unzureichend spezifisches wissenschaftliches Material, das sich mit der psycho-sozialen Funktion der Partnertiere befaßt. Berichte von Betroffenen hingegen gibt es viele. Aus ihnen läßt sich ableiten, daß dieser Bedeutung seitens der Nicht-Behinderten zuwenig Aufmerksamkeit gewidmet wird.<sup>53</sup>

---

52 Als Klassiker gilt der sogenannte Begonien-Wellensittich-Versuch. Drei Gruppen erhielten entweder einen Wellensittich, Begonien oder nichts. Die sozialen Effekte auf die Wellensittich-Gruppe war enorm, die Begonien-Gruppe wies unbedeutende, die Kontrollgruppe keinerlei Effekte auf (vgl. Greiffenhagen 1991, 107).

53 Vgl. Kapitel III.4.

Die hier vorgestellten Erkenntnisse liefern einen Eindruck und vermitteln einen Überblick über das weite Feld der positiven Wirkung von Heimtieren auf Menschen. Bei diesen Forschungsansätzen geht es in erster Linie um qualitative Einsichten durch ausführliche Auseinandersetzung, Beobachtung und Interpretation von einzelnen Fällen. Die Ergebnisse lassen sich nicht beliebig übertragen.

Der Schwerpunkt der Forschung liegt, dem Wesen des Forschungsgegenstandes - eine soziale Beziehung - entsprechend, in der Analyse und Dokumentation der Beobachtungen, um daraus für ähnliche Forschungs- und Praxisfelder Orientierungshilfen ableiten zu können. Die Suche nach allgemeingültigen Gesetzmäßigkeiten ist demnach in der Betrachtung der Mensch-Tier-Beziehung ebenso fehl am Platz wie bei der Erforschung zwischenmenschlicher Beziehungen.

In den folgenden Abschnitten gehe ich auf die spezifische Bedeutung und Wirkung von Hunden auf Menschen ein, die in bestimmten Lebenslagen und Lebensabschnitten potentiell zur Klientel Sozialer Arbeit zählen, mit dem Ziel, der Erklärung der o.g. Phänomene in der Mensch-Tier-Beziehung einen Schritt näher zu kommen. Aufzuzeigen gilt es wiederum, was das spezifisch tierische und spezifisch menschliche in dieser Beziehung ist, das durch ein Miteinander positive Auswirkungen auf den Menschen ausüben kann.

## **2. Zur Bedeutung des Hundes für Kinder**

Die spontane affektive Zuneigung zwischen einem Kind und einem ihm fremden Hund hat sicherlich schon bei vielen Eltern, ErzieherInnen usw., aber auch HundehalterInnen ebenso spontanes Entsetzten ausgelöst. Die Ungezwungenheit und Sorglosigkeit von Kindern gegenüber Tieren im allgemeinen und Hunden im Besonderen, ist m.E. ein Phänomen, dessen Erklärung u.a. in der Ursprünglichkeit der Beziehung und in der Bedeutung der Beziehung für das Kind und seine kindliche Entwicklung zu suchen ist.

Wie bereits erwähnt, war es der Psychologe Boris Levinson, der als einer der ersten die Beziehung zwischen Heimtieren und Kindern zum Gegenstand psychologischer Forschung und Praxis gemacht hat.<sup>54</sup> Vor allem der Hund bietet die Möglichkeit, Kindern als Brücke zu Erwachsenen zu dienen und so z.B. als Begleiter des Therapeuten/der Therapeutin bei der Kontaktaufnahme und der Beziehungsentwicklung als Katalysator zu fungieren. Der tiergestützte Therapieprozeß verläuft nach Levinson in zwei Phasen: die erste dient der Beziehungsanbahnung zwischen Kind und Hund in Anwesenheit des vom Kind weitgehend unbeachteten Erwachsenen. In der zweiten Phase wird die erwachsene Person vom Kind in die Interaktion eingebunden, so daß auch hier eine Beziehung entsteht, die ausgebaut und in den Vordergrund plaziert werden kann (vgl. Bergler 1986, 56f; Greiffenhagen 1991, 188ff). Vielfältige therapeutische Möglichkeiten insbesondere von Hunden, weisen positive Effekte bei Kindern „ (...) mit neurotischen Symptomen, Eltern-Kind-Konflikten, Kommunikationskonflikten wie auch Defiziten kommunikativer Kompetenz und Fähigkeiten und Symptomen von Autismus (...)“ (Bergler 1986, 59) auf. Die den therapeutischen Prozeß unterstützenden und begleitenden Effekte durch die Hunde treten sowohl in ambulanter Betreuung der Kinder als auch bei stationärer Behandlung in psychiatrischen Anstalten auf.<sup>55</sup>

Neben dieser beschriebenen Katalysatorfunktion wird dem Hund eine Funktion in der psychischen Entwicklung von Kindern zugeschrieben. Der Hund dient als Gesprächspartner, Vertrauter und Geheimnisträger, er fördert Selbständigkeit und Unabhängigkeit, vermittelt Selbstsicherheit und stärkt die Identitätsbildung. Das

---

<sup>54</sup> Vgl. Kapitel III.1.

<sup>55</sup> Der Hund ist demnach sowohl als Besuchstier, als eigenes Tier und als Stationstier als Helfer in der Therapie geeignet. Vgl. Bergler 1986, 50-59 und Kapitel III.5.

Kind lernt Einfühlungsvermögen und Toleranzfähigkeit gegenüber Andersartigkeit und Individualität und erlebt die Tatsache gegenseitiger Abhängigkeit (vgl. a.a.O. 64ff). Je nach Entwicklungsphase des Kindes variiert die Bedeutung des Hundes für die Kinder und dementsprechend verändert sich auch seine potentielle Wirkung. Der Wert des Tieres besteht für das Kind in der Vermittlung erwünschter und für die eigene Stabilität wesentlicher Eigenschaften in dem jeweiligen Abschnitt der Beziehung. So lassen sich in der Therapie über ein Tier Anknüpfungspunkte aufgreifen, um schwierige Lebensereignisse und Probleme wie Geburt, Tod, Sexualität, die Verluste von FreundInnen und Vertrautem zu bearbeiten.

Auch psychoanalytische Kategorien lassen sich auf die Beziehung zwischen Kind und Hund anwenden. Der Hund ist Gefährte und Begleiter über viele Phasen der kindlichen und jugendlichen Entwicklung. Er dient dem Kind als fester Bezugspunkt, garantiert konstante Zuwendung und Anerkennung. Er fungiert als Garant für eine Beziehung „ (...) die zunächst nur Freuden und keine Zwänge im Sinne der Wirksamkeit eines Über-Ich bringen sollte.“ (Bergler 1986, 58). Nach der klassisch-traditionellen psychoanalytischen Entwicklungslehre gibt es in der frühen kindlichen Entwicklung eine Phase, in der das Kind noch nicht zwischen seinem Selbst und den äußeren Objekten unterscheidet. Theoretisch gefaßt ist das subjektive Erleben des Kindes in dieser primär-narzistische Phase demnach mit den Objekten der Außenwelt verschmolzen. Der Erziehungswissenschaftler Ulrich Gebhard weist darauf hin, daß zu den Objekten auch nicht-menschliche Objekte, wie Tiere, zu denken sind und folgert daß „wenn es richtig ist, daß die Erfahrung, die das kleine Kind mit den primären Objekten macht, wesentlich die spätere Persönlichkeit, das Lebensgefühl, das Urvertrauen (oder wie immer man es nennen mag) bestimmt, dann wird eben dieses Lebensgefühl auch von der Art und Qualität der nichtmenschlichen Umwelt geprägt sein (...)“ (Gebhard 1994, 21).<sup>56</sup> Die subjektiv empfundene Einheit von Ich und Umwelt - Subjekt und Objekt - lassen die Dinge der Außenwelt aus dem Blickwinkel der kindlichen Bedürfnisse erscheinen.<sup>57</sup> Das sogenannte Realitätsprinzip führt in der weiteren Entwicklung durch kognitive und emotionale Erfahrungen und Lernprozesse zu einer zunehmenden Differenzierung zwischen dem Selbst und den Objekten, an deren

---

<sup>56</sup> Vgl. Kapitel I.5.

<sup>57</sup> So läßt sich z.B. auch die Bedeutung animistischer und antropomorph gefärbter Verhaltensweisen von Kindern gegenüber Tieren analysieren.

Ende eine Identität im Unterschied zu anderen Menschen, Tieren, Pflanzen etc. steht (vgl. a.a.O. S. 22f).

Interpretiert als Übergangsobjekt, erlangt die Bedeutung eines Hundes für die psychische Entwicklung des Kindes eine weitere Dimension: Psychoanalytischen Theorien zufolge entwickelt ein Kind Schuldgefühle durch die Unterdrückung von Bedürfnissen, z.B. von Körperbedürfnissen. Ein Hund kann in seiner Doppelrolle als symbolhafter Ersatz für das eigene Ideal-Ich und der vorgelebten Unbekümmertheit trotz seiner Unvollkommenheit helfen, durch einen realistischen Umgang mit den eigenen Unzulänglichkeiten das Aufkommen von Schuldgefühlen zu mindern oder gar zu verhindern (vgl. Gebhard, 1994, 28ff und Greiffenhagen 1991, 71f).

Das Kind lernt in seiner Entwicklung, sich selbst zu akzeptieren und ist so in der Lage, Krisen und Rückschritte besser zu bewältigen. Ein Hund hilft, gleicht aus, stabilisiert, beruhigt, ermutigt und muntert auf. Er stellt einen unmittelbaren Bezug zur Realität her und fungiert somit wieder als Vermittler und integrierender Faktor in das Gefüge der sozialen Umwelt des Kindes. Der Hund hat eine begleitende, haltende und tröstende Wirkung auf das Kind und gleichzeitig - und beides charakterisiert ein Übergangsobjekt - steht er für ein wachsendes Interesse an der Außenwelt, den Objekten.

Betrachtet man die Beziehung zwischen Kind und Hund vom Blickwinkel der Kinder, wird unmittelbar deutlich, was ein Hund für die meisten Kinder bedeutet: Der Hund ist ein Freund. Der Psychologe Reinhold Bergler untersuchte in einer 1994 unter dem Titel „Warum Kinder Tiere brauchen“ veröffentlichten Studie vor allem die vielschichtige Bedeutung des Hundes für die Kinder aus deren Sicht. Faßt man die prägnantesten Aussagen der Kinder über die Beziehung zu ihren Hunden zusammen, ergibt sich folgender Überblick über die Bedeutung des Hundes aus der Sicht der Kinder:

#### Hunde

- sind zuverlässig
- haben immer Zeit
- widersprechen und schimpfen nicht
- haben keine schlechte Laune

- hören zu
- sind nicht gemein und hinterhältig
- sind ehrlich
- nehmen mich so, wie ich bin
- wollen mich nicht erziehen
- stellen nicht dauernd Fragen
- sind gehorsam
- beschützen

(nach Bergler 1994, 39f)

Interpretiert man diese genannten Aspekte unter dem Gesichtspunkt der Interaktion und Kommunikation, liegt augenscheinlich die Qualität des Tieres in eben seiner spezifischen Art und Weise, als wortloser und immer authentischer, emotional zugewandter Gefährte und Partner die Beziehung zu gestalten.

Die kommunikationstheoretische Unterscheidung zwischen analoger und digitaler Kommunikation liefert einen Ansatz zu einer Erklärung der Verständigung zwischen Mensch und Tier, zwischen Kind und Hund (vgl. Olbrich 1999, 16ff). Bei der digitalen Kommunikation ist die Beziehung zwischen einem Wort und dem damit Benannten willkürlich festgelegt. Worte sind hier lediglich Zeichen für Dinge. Sie werden gebraucht, wenn Wissen über Sachverhalte mitgeteilt wird. Die analoge Kommunikation ist gekennzeichnet durch Symbole. Das Symbol, über das etwas ausgedrückt wird, steht in direkter Beziehung zu dem, was inhaltlich ausgedrückt wird. Das Symbol ist untrennbar mit dem Inhalt verknüpft. Analoge Kommunikation bedient sich der Gestik, der Mimik, der Stimmodulation, der Sprache der Augen, der Sprache der Berührungen. Die analoge Kommunikation ist die Sprache der (intensiven) Beziehungen. Verbunden mit der Unterscheidung zwischen analoger und digitaler Kommunikation ist eine weitere: die zwischen Beziehungs- und Inhaltsaspekt. Zwischen Kind und Hund besteht auf der Beziehungsebene eine analoge Kommunikationsstruktur, die sich u.a. in der Form und Intention z.B. von der Kommunikation zwischen Kind und Erwachsenem unterscheidet: Auf der Verständigungsebene zwischen Kind und Hund stimmen die innere Realität - die emotionale Befindlichkeit, die Intention - und die Form ihres

Ausdruckes überein. Bei beiden liegt immer eine Eindeutigkeit und Klarheit in ihren Aussagen, nach deren Hintergründigkeit nicht gefragt zu werden braucht. Und: der Hund reagiert sensibel und unmittelbar auf emotionale Äußerungen, ohne inhaltlich etwas von dem Gesagten zu verstehen mit der Konsequenz, daß ein Austausch stattfindet, in dem für moralische, ethische und emotionale Urteile gegenüber dem Kind kein Raum ist.<sup>58</sup> Der Hund versteht also, ohne den inhaltlichen Sinn des Gemeinten zu verstehen, und er verlangt keine Vorleistung noch hat er zukünftige Erwartungen an das Kind als Bedingung seiner Zuneigung. Das Kind fühlt sich vom Hund in allen Situationen akzeptiert und anerkannt und hat somit die Möglichkeit, sich frei von erzieherischer Beeinflussung selbsttätig zu entwickeln. Unabhängig von der Richtung und Qualität dieser Prozesse bleibt der Hund beständiger und zugewandter Freund. Das Kind kann sich als eigenständiger Motor seiner Entwicklung begreifen ohne gesetzten, z.B. pädagogischen Zielen, zu entsprechen. Die Emotionen des Kindes lenken die Motivationen des eigenen Handelns und der eigenen Entwicklung. Die Beziehung zu einem Hund ermöglicht dem Kind, sich jederzeit als Subjekt der Zuwendung und Zuneigung zu empfinden. Diese Beziehung zu einem Hund kann als eine spezifische Schutzzone der Entwicklung eines Kindes aufgefaßt werden, welche es dem Kind ermöglicht, Sicherheit, Selbstwert, Selbstbewußtsein, emotionale Zuwendung und Geborgenheit zu erleben, die es zu seiner emanzipatorischen Entwicklung benötigt.

Das Ergebnis einer Studie zum Einfluß von Heimtierhaltung auf das Kommunikationsvermögen von Kindern besagt, daß Kinder, die ein Heimtier halten, bessere Leistungen im Verstehen menschlicher physiognomischer Feinheiten aufweisen (vgl. Guttman u.a. 1985). Diese und vergleichbare Untersuchungen von Verständigungs- und Verstehensmöglichkeiten zwischen Kind und Hund verweisen, zumindest indirekt, immer auch auf ein Fehlen von Sprache. Der US-amerikanische Wissenschaftler Gene Myers hat in der Auslegung seines einjährigen Forschungsprojekts „Children and Animals“ (1998) u.a. ein Augenmerk auf präverbale und verbale Äußerungen und Erfahrungen von Kindern

---

58 Vgl. Kapitel II.1.



im Vorschulalter gelegt.<sup>59</sup> Myers geht von der Feststellung aus, daß Sprache Gemeinschaft zwischen Menschen schafft, die dem zugrunde liegt, wer wir sind und wer wir werden. Sprache bedeutet gleichzeitig die Möglichkeit, Vergangenes zu rekonstruieren, und Zukünftiges zu antizipieren, um die Gegenwart mit beidem in Beziehung zu setzen. Vor diesem Hintergrund stellt Myers die These auf, daß die Interaktion mit Tieren, die nicht-sprachliche Kommunikation, keine im Vergleich zu Sprache defizitäre Ebene darstellt, sondern, daß ein primär auf Sprache fixiertes Verständnis vom Verhältnis zwischen Mensch und Tier den Blick dafür verstellt, daß im Gegenteil eine Minderung oder Fehlen der präverbalen und nonverbalen Anteile der interartlichen Kommunikation zu einer defizitären Entwicklung des Selbst führt:

„There would be no rich sense for different interactive styles, no quasi-social domain free of the pressures and deceptions of the human realm. There would also be a sense of isolation rather than of being in the company of other creatures who confirm one`s sense of going-on-being, agency, affectivity, coherenz, and history; fewer perceptions of other ways of being, of seeing-oneself-as, and of pretending to be in alternative concrete and subjective realities. These possibilities of the self-reflective self are reduced to the extent the community of animal others is impoverished in diversity.“ (Myers 1998, 169)

Erfahrungen mit nicht-menschlicher Umwelt, mit Tieren, ist demnach weder nur bereicherndes Beiwerk, noch lediglich eine willkommene Abwechslung im oder Ergänzung zum Entwicklungsprozeß von Kindern. Tiere zu erleben, mit Tieren zu leben ist nach Myers für Kinder eine Notwendigkeit, um ihre menschliche Identität umfassend zu entwickeln. Ein Selbst-Bewußtsein zu entwickeln, welches das Kind befähigt, durch Perspektivwechsel und Identifikation auch mit anderen Arten, also auf der analogen, imitierenden Ebene, Verstehens- und Verständigungsmöglichkeiten aufzubauen und zu erhalten, bedeutet, der bereits herausgestellten dritten Dimension der Persönlichkeit die entsprechende Beachtung und Bedeutung beizumessen.

---

59 Es handelt sich bei diesem Projekt um eine einjährige Praxisforschung, durchgeführt als teilnehmende Beobachtung in einen US-amerikanischen Kindergartengruppe, die einen eigenen „Gruppenzoo“ hatte. Das primäre Anliegen dieser Untersuchung lag im Auffinden spezifischer Strukturen in der Beziehung zwischen Kindern und Tieren.

„Kinder brauchen Tiere.“<sup>60</sup> Diese plakative These scheint sich wissenschaftlich zu bestätigen. Daraus leitet sich zwingend die Tatsache ab, daß tiergestützte Pädagogik nicht beschränkt auf einen therapeutischen Einsatz von Tieren zu verstehen ist, also nicht nur bezogen auf therapiebedürftige Verhaltens- und Entwicklungsweisen von Kindern von positivem Nutzen ist, sondern immer auch die Zielvorstellung beinhalten sollte, ein Zusammensein und Zusammenleben von Mensch und Tier in der Lebenswelt, der Alltagsrealität der Kinder zu etablieren. Kindern die Möglichkeit zu bieten, mit Tieren aufzuwachsen, Kontakt zu Tieren zu haben, kann von der Familie allein oft nicht gewährleistet werden. Vor dem Hintergrund der weiter zunehmenden Verstädterung, die vielerorts mit Ghettoisierung in Betonwohnblöcken einhergeht, unter Berücksichtigung der Tatsache, daß in vielen Mietwohnungen ein absolutes Verbot von Heimtierhaltung gilt und auch persönliche Gründe, wie z.B. eine Allergie oder schlichte Abneigung eines Familienmitglieds gegen Tiere, dem Wunsch eines Kindes, ein Heimtier zu halten, widersprechen, ist es um so wichtiger, daß andere Erziehungsinstanzen wie Kindergärten, Kitas, Schulen, Kinderheime etc. Kontakte zu Tieren ermöglichen und pflegen (vgl. Greiffenhagen 1991, 78f).

Der Hund, der extrem anpassungs- und bindungsfähig ist, wird nicht nur von Kindern gegenüber anderen Tieren bevorzugt (vgl. Bergler 1994, 23ff), sondern bietet sich auch wegen seines Ausdrucksverhaltens und wegen seiner räumlichen Flexibilität - im Gegensatz zu anderen Tieren, die zumeist in Käfigen transportiert oder gehalten werden müssen - besonders für einen gezielten Einsatz in Einrichtungen für Kinder an.

### **3. Der Hund im Alten- und Pflegeheim**

Studien zur Mensch-Tier-Beziehung sind zum überwiegenden Teil mit alten Menschen durchgeführt worden. Zu erklären ist diese Tatsache einerseits durch die stetig ansteigende Zahl Älterer in den Industriegesellschaften und den damit einhergehenden steigenden sozialpolitischen Anforderungen an die Gesellschaft, einen bezahlbaren Umgang mit der Hilfebedürftigkeit alter Menschen zu

---

<sup>60</sup> So lautete ein bereits 1979 veröffentlichtes Werk von Rolf Lachner, in dem ein Streifzug durch die vielfältigen Beziehungsformen zwischen Kindern und Tierarten dargestellt wird - siehe Literatur- und Quellenverzeichnis.

entwickeln. Zum anderen bietet der Einsatz von Tieren eine neue Interventionsform, die wenig kostet und zugleich einer primären Aufgabe der Betreuung alter Menschen - Erhalt und Ausbau von Mobilität - gerecht wird (vgl. Olbrich 1997, 397f). Die Bedeutung von Heimtieren für alte Menschen wird so zu einem Einflußfaktor für Gesundheit und Lebensqualität. Voraussetzung ist jedoch, daß Gesundheit nicht nur die Abwesenheit somatischer Erscheinungen beschreibt, sondern auch psychosomatische, psychische und soziale Komponenten unter diesem Begriff subsumiert werden.

Um die in vielen Studien und Untersuchungen herausgearbeitete Wirkung von Hunden auf alte Menschen zu erklären, ist es hilfreich, die bereits ausgeführten kommunikationstheoretischen Aspekte der Mensch-Tier-Beziehung aufzugreifen und diese in Beziehung zur spezifischen Situation der älteren Menschen zu setzen, die Zielgruppe dieser Studien waren. Vorwiegend handelt es sich um Personen, die altersbedingten und/oder sozialen Einschränkungen ausgesetzt sind: Einsame, Isolierte, Kranke. Das bedeutet, daß das spezifische soziale Vermögen des Hundes auf eine besondere Lebens- und Entwicklungssituation im Alter trifft. Wie schon beim Kind erweist sich ein Hund als konstanter, verlässlicher Begleiter und Gefährte in einer Entwicklungsphase, die zumeist von Veränderungen, Umbrüchen und auch Ver-lusten geprägt ist. Zunehmende Krankheitsanfälligkeit, Abnahme körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit, mehrfaches Angewiesensein auf fremde Hilfe, ein nahender Umzug in ein Altenheim, der Verlust des Partners/der Partnerin, sind die potentiell zu erwartenden Veränderungen im Alter, die nicht ohne Wirkung auf die psycho-soziale Situation der betroffenen Menschen bleiben. Die Fähigkeit zur Streßreduktion und der Ausbau von individuellen Bewältigungsfertigkeiten haben für die Auseinandersetzung und Bewältigung dieser belastenden, herausfordernden oder bedrohlichen Anforderungen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Was u.a. in der Streßforschung als Coping bezeichnet wird, sind eben die Strategien, die entwickelt und die Ressourcen, die mobilisiert werden, um mit belastenden Situationen umzugehen. Die Fähigkeit, Problemlösestrategien zu entwickeln und den Rahmen für hilfreiche Umgangsweisen zu erhalten und auszubauen, wird durch die Haltung eines Hundes oder den intensiven Kontakt durch Besuchshundprogramme positiv beeinflusst.<sup>61</sup>

---

61 Vgl. Kapitel III.5.

Ein Hund begleitet dieses Veränderungsgeschehen als konstanter ruhender Pol. Er vermittelt ein Gefühl von Stabilität, da er seine Bindung an den Menschen unabhängig von äußeren Veränderungsabläufen gestaltet. Für die Zuneigung, aber auch die notwendige Verpflichtung gegenüber dem Tier, sind äußere Diskontinuitäten irrelevant. Bedeutsam sind und bleiben die Faktoren der Beziehungsebene. Ein Hund hilft somit, Kontinuität zu wahren, Streß abzufedern; er verlangt Präsenz und Verantwortung. Das bedeutet, daß die intensive Interaktion mit dem Tier durch die beruhigende Wirkung des Hundes sowohl ein übersteigertes Aktivitätsniveau mindern, als auch z.B. brachliegende Potentiale durch seinen Aufforderungscharakter - Spaziergehen, Spielen, Füttern etc. - aktivieren kann. Die subjektive Wahrnehmung der Streßsituationen unterliegt durch die Auseinandersetzung mit einem Hund einer positiven Veränderung. Das läßt die Schlußfolgerung zu, daß „(...)Menschen, die in einer Beziehung mit Tieren leben, dafür sensibilisiert werden, direkte und indirekte Ressourcen bei sich zu erkennen, die eine Auseinandersetzung mit vielen Stressoren positiv beeinflussen“ (Olbrich 1997, 107). Hierfür spricht auch, daß eine besonders enge, bedeutungsvolle Beziehung zum Tier gerade in individuellen Krisensituationen entsteht (vgl. de Smet 1992, 22f).

Den Hund als Gesprächspartner anzusehen, ihn als Adressaten von Ansprache zu nutzen, ist ein augenscheinliches Kriterium für den Stellenwert, den der Hund für die HalterInnen einnimmt. Über die psychische Wirkung und emotionale Bedeutung analoger, auf der Beziehungsebene sich abspielender Kommunikation erfüllt ein Erzählen, ein Mitteilen von Gedanken, Sorgen und Ereignissen bei alten Menschen das Bedürfnis, sich aussprechen zu können. Einen Zuhörer zu haben, der das Gesagte nicht bewertet, eröffnet die Möglichkeit, Gedanken und Gefühle zuzulassen und auszusprechen, die von anderen z.B. als unakzeptabel angesehen werden. Solche subjektiven Anteile der Persönlichkeit nicht aus Scham oder Furcht zu unterdrücken, sie dem Tier mitzuteilen, kann der erste Schritt zu ihrer Integration in die Persönlichkeit sein, zu einer Steigerung von Selbstakzeptanz. „Wenn nun Menschen Tieren gegenüber beispielsweise Emotionen zeigen, die sie von anderen Menschen abgelehnt glauben, dann ist dies ein Schritt zur Erkenntnis aller Teile ihrer selbst, also auch ihres ‚Schattens‘. (...) Sie [Tiere] lassen die Entwicklung von Selbstakzeptanz leichter geschehen, so fördern sie die Entwicklung von Authentizität.“ (Olbrich 1997, 414) Für die Präsenz des Hundes,

seine Zuwendung und Zuneigung, sein Zuhören sind abgelehnte ebenso wie anerkannte Verhaltensweisen weder Kriterium noch Maßstab. Der Hund reagiert adäquat auf Ansprache und Zuwendung; Entwicklungen, Veränderungen in der Persönlichkeit des Menschen begleitet und stützt der Hund durch seine Nähe und sein Vermögen, Betroffenheit und subjektive Realitäten ohne Wertung und ohne negative Konsequenzen anzunehmen. Das Tier unterstützt den Menschen bei der affektiven Bewertung und Bewältigung der Anforderungen und Belastungen des Alters.

Ein Hund wendet sich nicht ab, weil er vom Gesagten peinlich berührt ist, es kostet ihn keine Überwindung, einem alternden Körper Zärtlichkeiten zukommen zu lassen, er ist weder gelangweilt noch gestreßt, wenn er sich zum wiederholten Mal die gleiche Geschichte anhört. Auf dieser Ebene betrachtet erlangen die Unterschiede zwischen Mensch und Tier bei der sozialen Unterstützung im Alter ihre relevante Bedeutung. Für die HelferInnen in der Altenarbeit - von der Pflege bis zur sozialpädagogischen Betreuung - bedeutet das Zusammenkommen mit hilfebedürftigen, kranken, leidenden Menschen immer auch eine psychische Belastung. Negative Betroffenheit, gewisse Aversionen können sich bemerkbar machen, die um so intensiver verspürt werden, je ausgeprägter das Leid der alten Menschen wahrgenommen wird. Eigene Verletzlichkeiten und Hilflosigkeit sind Formen und Auswirkungen menschlichen Einfühlungsvermögens. Es entsteht bei den BetreuerInnen, aber auch bei FreundInnen und Verwandten eigenes Mit-Leiden mit der Folge, daß den alten Menschen auf der emotionalen Ebene häufig ausgewichen wird. Tieren fehlt zum einen eine vergleichbare Form der Antizipation zukünftigen Leids, noch verfügen sie über dem Menschen eigene psychische Abwehrmechanismen. „Tiere beherrschen schlicht die kognitiven Konstruktionen nicht, welche zum Erleben der eigenen Verletzlichkeit und zum Vermeiden des Kontaktes mit alten Menschen führen.“ ( a.a.O. S. 418)

Vor diesem Hintergrund scheint es mir überdenkenswert, alten Menschen mit Heimtieren die Mitnahme des Tieres bei einem notwendigen Umzug in ein Altenheim grundsätzlich zu verweigern - wie es in der Bundesrepublik zumeist geschieht.<sup>62</sup> Die stabilisierende Wirkung des Tieres zu unterschätzen oder nicht

---

<sup>62</sup>Zu den Ausnahmen siehe Greiffenhagen 1991, 128-135.

wahrzunehmen, kann für die Menschen eine Wegnahme von Halt und Unterstützung bis hin zum Wegfall von (Lebens-)Sinn bedeuten.<sup>63</sup> Die Entscheidung, ein Tier mit in ein Heim zu nehmen sollte vor dem Hintergrund der psycho-sozialen Funktion des Tieres und der etwaigen Konsequenzen, die bei einer Trennung auftreten, unter Berücksichtigung der Realitäten der Heimsituation getroffen werden (vgl. Ochsenbein 1992, 66).<sup>64</sup> Wenn eine Hundehaltung im Heim nicht möglich ist, kann die Alternative weder die Tötung des Tieres noch die Abgabe an ein Tierheim sein. Dazwischen gibt es vielfältige Varianten, mit dieser Problematik umzugehen: z.B. über Patenschaften und/oder Pflegefamilien für das Tier, um einen weiteren Kontakt zwischen Hund und HalterIn langfristig aufrecht zuhalten.<sup>65</sup> Beispiele aus den USA zeigen, daß es durch Schaffung und Etablierung von Vereinen, Institutionen und vielfältiger Zusammenarbeit von Betroffenen und HelferInnen möglich ist, Strukturen aufzubauen und Mittel bereitzustellen, um die unterschiedlichsten Problemlagen zu lösen. Die Initiative "People and Animals Coming Together" - PACT ist ein solches Beispiel: Hier arbeiten seit vielen Jahren WissenschaftlerInnen und Ehrenamtliche zusammen, um vor allem alten Menschen bei der Auswahl eines Tieres, bei dessen Versorgung, Betreuung und ggf. Neuunterbringung im Falle von Krankheit und Tod zu helfen. PACT versteht sich als eine nicht-gewinnorientiert arbeitende Serviceorganisation, die eine verantwortungsvolle Heimtierhaltung im Alter unterstützt. Diese Arbeit bezieht sich sowohl auf individuelle Unterstützung als auch auf eine Zusammenarbeit mit Einrichtungen für ambulante und stationäre Betreuung alter Menschen. Das Projekt umfaßt ebenso Unterstützung für die praktische Umsetzung des Wissens um die Bedeutung und Wirkung von Tieren und bietet lebensnahe Hilfestellungen bei der Lösung der damit verbundenen Probleme an. Zugleich ist diese Serviceorganisation ein Forschungsprojekt, das kontinuierlich den Erfolg der Aktivitäten überprüft und reflektiert (vgl. Lago u.a. 1985, 36-49).

1981 begann in Melbourne die erste wissenschaftliche Studie Australiens über den Einsatz eines Hundes auf einer geriatrischen Pflegestation (vgl. Salmon u.a. 1985,

---

63 Eine Studie im Zusammenhang von Tierhaltung und Altenheimen kommt u.a. zu dem Ergebnis, daß HeimtierhalterInnen weniger selbstmordgefährdet sind als Nicht-HeimtierhalterInnen (vgl. de Smet 1992, 17f).

64 Vgl. Kapitel III.5.

65 Tips und Unterstützung bietet u.a. der „Freundeskreis betagter Tierhalter“ an - siehe Adressenverzeichnis.

34f). 60 LangzeitpatientInnen, deren Durchschnittsalter bei 80 Jahren lag, und das Stationspersonal nahmen neben der Kontrollgruppe an der Studie teil. Die Mehrzahl der alten Menschen litt unter altersbedingten Gebrechen wie Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Demenz. Viele waren bettlägerig oder auf den Rollstuhl angewiesen. Über sechs Monate verbrachte ein Hund die Tage mit den PatientInnen, indem er alle ihre Aktivitäten begleitete. Alle Interaktionen, jeglicher Kontakt zwischen den alten Menschen und dem Hund, ebenso wie die zwischenmenschlichen Interaktionen auf der Station wurden dokumentiert. Die Frage, ob ein Hund in einem Pflegeheim eher eine Last oder eine Hilfe ist, wurde sowohl den PatientInnen als auch dem Personal vor und nach dem Einsatz des Hundes gestellt. Die Antworten sind in den umseitig abgebildeten vier Grafiken dargestellt:

fehlen leider in der pdf-Ausgabe

Quelle: Olbrich 1987, 83f

Die Grafiken zeigen, daß die seitens der PatientInnen und des Personals antizipierten Gewinne in allen befragten Bereichen von den tatsächlichen Gewinnen weit übertroffen wurden. So vermuteten jeweils mehr als 75% der PatientInnen, daß der Hund die Station wohnlicher und glücklicher mache, Gesprächsstoff liefere, Interesse auslöse, Unterhaltung und Spaß, Liebe und Zuneigung bringe und Freundschaft und Kameradschaft fördere. Die tatsächlichen positiven Auswirkungen des Hundes bestätigten im Anschluß an das Hundeprogramm etwa 90% der PatientInnen. Die Befragung des Personals ergab z.B. eine antizipierte Abnahme der Arbeitslast durch den Hund von ca. 4%. Tatsächlich erlebten ca. 25% eine Entlastung durch den Hund. Zwischen 50% und ca. 82 % der Angestellten erwarteten dieselben Vorteile durch den Hund wie PatientInnen. Lediglich in den Bereichen Liebe/Zuneigung und Kameradschaft/Freundschaft übersteigt der erlebte den antizipierten Gewinn um nur ca. 2%. Für alle anderen Bereiche gaben mehr als 70 % des Personals an, tatsächliche Gewinne durch den Hund erlebt zu haben.

Die erfragten Nachteile bzw. Probleme, die das Personal und die PatientInnen vor dem Einsatz des Hundes befürchteten, erwiesen sich als wesentlich weniger relevant als angenommen: Meinten zwischen ca. 5% und 25% der PatientInnen, der Hund wäre problematisch, da er im Weg und eine Stolperfalle sein könne, Schmutz verursachen, Bellen würde und z.B. das Eigentum beschädigen könnte, wurde es nach dem Einsatz des Hundes lediglich von ca. 3% der PatientInnen als problematisch erlebt, daß der Hund im Weg sein könnte und nur ca. 2% empfanden das Bellen des Tieres als ein Problem. Alle anderen Befürchtungen erwiesen sich nach dem Einsatz für die Patientinnen als unbegründet. Auch die Befragung des Personals zeigt, daß sich durch den tatsächlichen Einsatz des Tieres viele Befürchtungen nicht bestätigten bzw. weit weniger Probleme auftraten, als zuvor angenommen. Herausragend und zugleich bedeutend ist m.E. die Differenz zwischen befürchteter Zunahme der Arbeitslast für das Personal durch den Hund und der tatsächlichen Zunahme: Ca. 24% der Angestellten sah eine vermehrte Arbeitsbelastung auf sich zukommen. Tatsächlich erlebten lediglich ca. 2% einen zusätzlichen Arbeitsaufwand durch den Hund. Im gleichen Zahlenverhältnis stehen auch die vom Personal befürchteten Beschwerden über den Hund. Befürchtungen bezüglich Schmutz, Geruch und Bellen nannten zwischen ca. 25% und 38% des Personals. Tatsächlich erlebten alle weder das Bellen noch den Schmutz noch den Geruch des Hundes als Problem.

Bedenken, Vorurteile und mangelnde Erfahrung, so zeigen diese Ergebnisse, lassen sich beheben: „Am Anfang traten einige Kinderkrankheiten auf, die unvermeidlicherweise durch Verwirrung und Mißtrauen gekennzeichnet waren. Manche Klinikmitarbeiter und Patienten meinten, daß der Hund zu unhygienisch sein könnte, oder daß er nach draußen gehöre oder daß er nur einen Herrn haben sollte. Und zwei Personen hatten wirklich Angst vor ihm. Derartige Anlaufprobleme wurden durch aufklärende Gespräche behoben. Der Hund wurde allmählich als ‚Haushund‘ akzeptiert.“ (Salmon u.a. 1985, 34)

Darüberhinaus machte diese Untersuchung deutlich: Je stärker die Zuwendung des Hundes gegenüber den Menschen wurde, umso häufiger bauten die PatientInnen ihre Kontakte untereinander aus. Ebenso verbesserte sich die Beziehung zwischen dem Personal und den PatientInnen. „Beide Gruppen nahmen Anteil an seinem Verhalten und neue Berührungsflächen wurden für die Interaktion genutzt. Die



Zeitspanne, die die Patienten allein verbrachten, reduzierte sich in den sechs Monaten von 16 auf 11 Stunden.“ (Olbrich, 1987, 83)

Insbesondere die Wirkung eines Tieres auf z.T. hochbetagte altersverwirrte, demente Menschen, so zeigen die Erfahrungen und Ergebnisse der o.g. Untersuchung und anderer Projekte (vgl. Greiffenhagen 1991, 121ff), rücken den möglichen Einsatz von Hunden auch auf Pflegestationen ins Blickfeld. Erinnerung zu fördern, Wärme und Nähe zu vermitteln, ist eine zentrale Aufgabe in der psycho-sozialen Betreuung dementer Menschen. Durch intensiven Kontakt, vor allem durch Körperkontakt, der alle sinnlichen Bereiche der Dementen anregt, werden Gefühle und Erinnerungen wachgerufen. Die Kommunikation auf der Beziehungsebene zwischen Hund und Dementen ermöglicht Kontaktaufnahme und -ausbau primär auf einer emotionalen Ebene. „Und es ist oft eine Kommunikation zwischen Tier und Mensch zu beobachten, (...) eine analoge Kommunikation, die Anbindung an ein warmes Lebewesen vermittelt, daß den alten Menschen ohne Wenn und Aber anerkennt und ihm in seiner schlichten, aber sicher auch auf einer für Menschen bedeutungsvollen Ebene hilft.“ (Olbrich 1997, 412) In diesem Zusammenhang stehen auch die immer wieder gemachten Beobachtungen, daß teilweise stark regredierte PatientInnen, denen eine Einbindung in soziale Bezüge nicht oder zumindest nur schwerlich gelingt, über den stetigen Kontakt zu einem Hund einen für sie gangbaren Weg finden, ihr psychisches Wohlbefinden sichtlich zu verbessern (vgl. Greiffenhagen 1991, 120ff).<sup>66</sup>

Die Forderung, Tiere, insbesondere Hunde, in Alten- und Pflegeheimen als unterstützende Helfer einzusetzen, hat ihre primäre Begründung in der Tatsache, daß das Tier eine wertvolle Hilfe bei der emotionalen, psycho-sozialen Unterstützung und Begleitung der alten Menschen ist. Als beständiger Gefährte oder willkommene Abwechslung im routinierten, durchorganisierten Heimalltag vermag das Tier den im hohen Alter zunehmenden Verlust sozialer Teilhabe und Teilnahme (Disengagement) nicht zu verhindern, jedoch nachweislich zumindest die psychischen Folgen abzufedern. Der Hund ersetzt keinesfalls menschliche Kontakte und Beziehungen. Im Gegenteil: Das Zusammenleben mit Tieren fördert und erleichtert hilfreiche zwischenmenschliche Kontakte und verbessert so die Möglichkeit, im notwendigen Netz sozialer Beziehungen einen den subjektiven

---

66 Zum Überblick über den Themenkomplex „Hunde in der Psychiatrie“ (quer durch alle Altersstufen) vgl. Greiffenhagen 1991, 165-193.

Interessen und Bedürfnissen entsprechenden Platz wiederzufinden, zu erhalten und/oder auszubauen.

#### **4. Der Hund als Partner von Behinderten**

Der Blindenhund ist die bekannteste Form, einen Hund in den Dienst von Behinderten zu stellen. Deutschland hat als eines der ersten Länder als Folge der vielen Kriegsblinden des 1. Weltkrieges ein staatlich unterstütztes Blindenführhundewesen eingeführt und ausgebaut (vgl. Greiffenhagen 1991, 137f). Bis in die 80er Jahre hinein wurde die Ausbildung und Haltung eines Blindenhundes im Einzelfall von Krankenkassen und/oder Sozialämtern finanziert. 1977 erließ das Bundessozialgericht ein Urteil, nach dem Blindenführhunde nicht als Hilfsmittel im Sinne der gesetzlichen Krankenversicherung anzusehen sind (vgl. a.a.O. S. 138). Die Ausbildung eines Blindenhundes muß seither privat finanziert werden. Das einzige Privileg, das HalterInnen von Blindenhunden zugesprochen wird, ist die gesetzlich geregelte Erlaubnis, ihr Tier uneingeschränkt und kostenfrei mit sich zu führen: in öffentlichen Gebäuden wie Museen etc., in Einkaufsläden, in öffentlichen Verkehrsmitteln wie Bus und Bahn und auch Flugzeugkabinen, in Hotels usw. Diese Vorzüge gelten jedoch nicht für die weniger bekannten Behindertenhunde, die ebenso wie der Blindenhund speziell für ihren Aufgabenbereich ausgebildet werden. Neben dem Blindenhund gibt es den Hund für Gehörlose, Taubstumme, für körperlich Benachteiligte, für Contagangeschädigte, für spastisch Erkrankte, für EpileptikerInnen u.a.<sup>67</sup> Die Ausbildung eines solchen Hundes dauert ca. 8 - 12 Monate und kostet zwischen ca. 15.000,- DM und 25.000,- DM.<sup>68</sup> Die gesetzlichen und finanziellen Schwierigkeiten, mit denen Behinderte, die einen Führhund halten oder halten

---

67 Nach mündlicher Auskunft des Vereins „Tiere helfen Menschen e.V.“ befindet sich z.Zt. in Großbritannien ein Institut im Aufbau, das sich mit dem Phänomen von sogenannten „Epilepsiehunden“ befaßt: Vereinzelt lassen sich Hunde ausmachen, die in der Lage sind, epileptische Anfälle des Menschen, bzw. die biochemischen Reaktionen, die mit einem solchen Anfall einhergehen, früher als die Betroffenen wahrzunehmen. Die offenen Fragen zu diesem Phänomen, wie die nach den Voraussetzungen und Ursachen dieser Fähigkeiten der Tiere und die etwaige Trainierbarkeit und Einsatzfähigkeit als ausgewiesene Partnerhunde soll dort erforscht und erprobt werden.

68 Diese Daten sind Prospekten von Ausbildungsstätten und Fernsehdokumentationen über Behindertenhunde und ihre HalterInnen entnommen - siehe Literatur-, Quellen und Adressenverzeichnis.

möchten, zu kämpfen haben, stehen dem vielfältigen Hilfs- und Entlastungspotential eines Einsatzes dieser Hunde gegenüber:

Für die Betroffenen bedeutet ein für ihre speziellen Anforderungen, also ein dem Grad der Behinderung und den individuellen Bedürfnissen entsprechend ausgebildeter Hund eine Hilfe bei der Bewältigung vielfältiger Alltagsaufgaben: Diese Partnerhunde öffnen Türen, heben heruntergefallene Gegenstände auf, visualisieren für den Menschen wichtige Geräusche, weisen den Weg, tragen Lasten, apportieren benötigte Gegenstände, warnen vor Gefahren, betätigen Lichtschalter, bedienen einen Fahrstuhl, führen sicher über stark befahrene Straßen, zeigen leerstehende Sitzplätze an uvm. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, daß es den Betroffenen mit einem Partnerhund vielfach möglich ist, ihren Lebensalltag individueller und vorallem vielfach unabhängig von fremder Hilfe zu gestalten. Viele Aufgaben, die aufgrund der körperlichen Einschränkung und der zum größten Teil nicht behindertengerechten räumlichen Umwelt von helfenden Menschen übernommen werden, können durch einen Partnerhund ausgeführt werden. Die Betroffenen erlangen auf diese Weise mehr Eigenständigkeit z.B. durch unabhängige Entscheidungsmöglichkeiten in bezug auf Aktivitäten in der Freizeit und im Berufsleben: Der Hund ist ständiger Begleiter, so daß auch ein terminliches Angewiesensein auf fremde Hilfe entfällt. Z. B. ist ein gehörloser Mensch in Begleitung eines Partnerhundes jederzeit in der Lage, sich sicher und gefahrlos außerhalb geschützter Räume zu bewegen. Ebenso wie Blinde mit ihren Führhunden z.B. ihren Arbeitsplatz erreichen oder an Bergwanderungen teilnehmen können, ohne auf fremde Hilfe angewiesen zu sein (vgl. Zimen 1992, 420f).<sup>69</sup>

Die Beziehung zwischen Mensch und Partnerhund erinnert in erster Linie an die Bedeutung des Hundes als Arbeitstier für den Menschen. Die potentiellen Fähigkeiten des Hundes werden den Bedürfnissen der Menschen entsprechend über Zuchtauswahl und Ausbildung der Tiere genutzt. Die Fähigkeiten und Fertigkeiten der Tiere, ihr im Vergleich zum Menschen besseres Hör- und Riechvermögen, ihre enorme physische und psychische Anpassungs- und Belastungsfähigkeit, kurz ihre instinktive und adaptive Intelligenz, aber auch ihre spezifische Fähigkeit, Aufgaben auf menschliche Anweisung hin auszuführen, werden in der Ausbildung der

---

69 Vgl. auch die Fernsehdokumentationen: Weil, dctp 1995 und Gloor, 3sat 1998.

Partner-hunde für den Menschen genutzt. „Da es sich jedoch auch um die Intelligenz handelt, die nötig ist, um Aufgaben in der realen Welt unter Anleitung eines Hunde-führers zu bewältigen, könnten wir sie genauso gut Arbeitsintelligenz nennen.“ (Cohen 1997, 163) Die Arbeitsintelligenz eines Hundes ist demnach sein Vermögen, seine Fähigkeiten in den Dienst des Menschen zu stellen. Auf dieser Ebene betrachtet erbringt der Hund sozusagen eine praktische Dienstleistung: Er arbeitet für den Menschen und wird deshalb auch häufig als „Servicetier“ bezeichnet (vgl. Greiffenhagen 1991, 137ff). M.E. greift die Bezeichnung „Servicetier“ jedoch zu kurz: Über die immensen hilfreichen Arbeitsleistungen eines solchen Hundes hinaus, übernimmt das Tier für die HalterInnen immer auch eine „psychosoziale Stützfunktion“ (a.a.O. S. 137). Wie bereits an anderer Stelle beschrieben, sind die positiven Effekte, die sich aus der Mensch-Hund-Beziehung ergeben, zumeist im Bereich der emotionalen Befindlichkeit, der sozialen Integration und der veränderten Einschätzung und Wahrnehmung durch Dritte zu verzeichnen. Das Tier stärkt das Selbstbewußtsein z.B. im Falle einer positiven Identifikation mit den Fähigkeiten des Tieres; es steigert Selbstvertrauen z.B. durch das Erleben, einen Hund zu führen, der mit seinen Leistungen andere Menschen beeindruckt; der Hund ist Anknüpfungspunkt für soziale Kontakte z.B., wenn sich über ihn zwischenmenschliche Beziehungen an-bahnen und ausbauen lassen (a.a.O. S. 140ff). Darüberhinaus belegen Untersuchungen, daß Dritte einen behinderten Menschen mit Partnerhund als gesünder wahrnehmen und einschätzen, als einen behinderten Menschen ohne Tier (a.a.O. S. 142). Worin diese Einschätzungen begründet liegen und welches die daraus resultierenden Effekte bei den behinderten Menschen sind, läßt sich bisher nur vermuten: Zum einen scheinen die Reaktionen von Außenstehenden von der Hunderasse abhängig zu sein, bzw. von den der Rasse zugeschriebenen Attributen wie: friedlich oder bedrohlich. Zum anderen steht zu vermuten, daß für Nicht-Behinderte die Tatsache, mit einem speziell ausgebildeten Hund zurechtzukommen, Fähigkeiten voraussetzt, die eine mangelnde körperliche Ausstattung kompensieren, mit der Folge, daß die eigene Einschätzung gegenüber Behinderten mit Partnerhund und der Umgang mit ihnen korrigiert wird (a.a.O.).

Darüberhinaus bedeutet die Haltung eines Partnerhundes eine enge Zusammenarbeit zwischen Mensch und Hund. Die Arbeitsbeziehung, die instrumentellen Leistungen des Hundes und die Fähigkeit, das Tier zu führen, verlangt von den HalterInnen eine konstante Auseinandersetzung mit den

individuellen Anforderungen und den tatsächlichen Leistungen des Tieres. So ist diese Form der Mensch-Hund-Beziehung immer auch ein gemeinsamer Anpassungsprozeß an die Lebensnotwendigkeiten der Betroffenen: Die Ausbildung des Tieres muß kontinuierlich fortgesetzt bzw. gefestigt werden, neue Elemente dazugelernt, eingeschliches fehlerhaftes Verhalten korrigiert werden. Das bedeutet, daß die HalterInnen maßgeblich an diesen Qualifizierungen der Tiere beteiligt werden und die Behinderten und die Tiere so gemeinsam lernen (vgl. Antretter 1998, 41). An der Ausbildung eines Partnerhundes mitzuwirken, kann insbesondere für behinderte Kinder von sozialer und emotionaler Relevanz sein: In einer Phase der Entwicklung, in der Lernen eine bestimmende Anforderung an ein Kind ist, gelingen Lernprozesse besser, wenn die gestellten Anforderungen an Dritte - Puppen, Geschwister, Tiere - weitergegeben werden können (vgl. Greiffenhagen 1991, 146). Im wechselseitigen Prozeß von Lernen und Lehren in Spiel und Realität erleichtert es ein Partnerhund psychische Belastungen, Verletzungen und Schädigung, die mit einer Behinderung einhergehen können, zu kompensieren oder zumindest abzufedern.

Behinderte Kinder an Tiere heranzuführen, ihnen die Erfahrung einer positiven Beziehung zu einem Hund zu ermöglichen, bedeutet auch, ihnen die Perspektive zu eröffnen, im späteren Erwachsenenleben auf die Möglichkeit des Zusammenlebens mit einem Partnerhund zurückgreifen zu können. Wer in der Kindheit positive Erfahrungen mit Tieren gemacht hat, findet im Erwachsenenalter leichter Zugang und Vertrauen zum Tier als Menschen, die keine oder ausschließlich negative Tiererfahrungen haben (vgl. Greiffenhagen 1991, 106). Sich auf einen Partnerhund in dem Maße zu verlassen, wie es z.B. Blindheit oder Taubheit verlangen, bedeutet m.E. ein Einlassen auf eine Beziehung zu diesem Tier in einer Tiefe und Intensität, die für Nicht-Behinderte schwerlich vorstellbar ist. In der Kindheit und Jugend Erfahrungen im Zusammenleben mit Hunden zu machen, die die Grundlage für eine hilfreiche Beziehung zu einem Partnerhund bilden können, sollte jedem behinderten Kind ermöglicht werden.

Vor diesem Hintergrund ist es m.E. sinnvoll und notwendig, die Möglichkeit des Einsatzes von Partnerhunden in die Soziale Arbeit mit Behinderten einzubeziehen und zu forcieren. Das bedeutet einerseits, den Betroffenen die Möglichkeiten der hilfreichen Unterstützung durch einen Partnerhund differenziert und kritisch darzulegen. Andererseits liegen die Defizite in der Unterstützung Behinderter mit

Partnerhund insbesondere im Bereich der Durchsetzung der formalen Voraussetzungen, gerade auch bei der Zusammenarbeit mit Behörden und Ämtern, mit Institutionen, in denen Behinderte Leben, mit ArbeitgeberInnen etc. Auch die Finanzierung der Partnerhunde ist in der Bundesrepublik ein Problem: Zur Zeit stehen weder Sozialämter noch Krankenkassen für eine finanzielle Unterstützung bereit; die Kosten für Anschaffung, Ausbildung und Haltung der Hunde müssen die Behinderten selbst tragen.

Hier liegt ein vielfältiges Arbeitsfeld sozialer Unterstützung brach: Die Behinderten sind weitestgehend in ihrer Entscheidung für einen Partnerhund und mit den damit verbundenen Problemen auf sich gestellt. Der persönliche Werdegang ist für eine Entscheidung für einen Partnerhund und deren Umsetzung z. Zt. maßgeblicher, als ein unterstützendes forderndes und begleitendes Netzwerk. Dieses Netzwerk und damit die Rahmenbedingungen für die Haltung von Partnerhunden auf- bzw. auszubauen, ist ein Schritt in die Richtung, behinderten Menschen eine individuelle Möglichkeit zu eröffnen, Mobilitätseinschränkungen durch körperliche Behinderung zu kompensieren und, im Zusammenspiel mit der psycho-sozialen Stützfunktion des Hundes, ihre Souveränität und Eigenständigkeit aufzubauen, zu erhalten und auszuweiten.

## **5. Einsatzmöglichkeiten des Hundes - ein Überblick**

Hunde als Helfer in der Sozialen Arbeit einzusetzen bedeutet, sich in vielfältiger Weise intensiv und vor allem interdisziplinär und kompetenzübergreifend mit dieser Thematik auseinanderzusetzen. Dies gilt ebenso für die Fragen und möglichen Antworten, die eine wissenschaftliche Fundierung tiergestützter Pädagogik betreffen wie für die praxisrelevanten Überlegungen, die angestellt werden müssen, wenn ein Einsatz von Hunden „ins Haus steht“.

Die positiven Eigenschaften, die lebensqualitätssteigernde Wirkung von Hunden zu nutzen, gestaltet sich relativ einfach. Grundlegende Voraussetzung ist es jedoch, nicht aus dem Blickfeld geraten zu lassen, daß es sich um Beziehungen zwischen Mensch und Tier handelt, die sich individuell entwickeln und verändern. Nichts geht automatisch vonstatten. Alle Beteiligten stiften, gestalten und verwerfen, kurz: leben diese Beziehung. Das Tier an sich reicht nicht aus, positive Auswirkungen auf den Menschen zu entfalten; die Beziehung zu ihm birgt das sozial und

psychisch Hilfreiche in sich. Beziehungen unterscheiden sich, so wie die Beteiligten dieser Beziehung sich unterscheiden. Dieses Wissen hat Auswirkungen und Konsequenzen für etwaige Überlegungen und Planungen zur Gestaltung von Begegnungen zwischen Mensch und Tier. Es gibt keine optimalen „Hunde-Programme“ oder Patentlösungen für „störungsfreie“ Begegnungskonzepte. Aber es ist möglich, in unterschiedlichsten Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit eine Grundlage für ein Miteinander von Mensch und Hund zu schaffen, die allen Beteiligten gerecht wird.

Vorab: Es ist sinnvoll und klug, sich ein Suchen nach einem gangbaren Weg für den Einsatz von Hunden nicht einfach zu machen. Eine gemeinsame Planung mit allen Beteiligten ist nötig. Notwendig und wünschenswert ist ebenso eine durchdachte Vorbereitung und dem Einsatzfeld entsprechende Ausbildung von Menschen und Tieren sowie eine auf alle Beteiligten abgestimmte kompetente Betreuung, Begleitung, Einführung und regelmäßige Supervision. Der Einsatz von Tieren als Helfer, Unterstützer und Kotherapeuten bedarf einer ebenso professionellen Grundlage, Durchführung und Auswertung wie jede andere Form, Methode, Konzeption und Praxis Sozialer Arbeit. Der Einsatz von Tieren ersetzt keine pädagogischen Konzepte, keine sozialpädagogischen Interventionen und keine methodisch-didaktischen Überlegungen und Planungen; er ist eine Möglichkeit bei der Erreichung pädagogischer Ziele auf unkonventionelle Art und Weise behilflich zu sein, indem auf einer psycho-sozialen Ebene positive Entwicklungen ausgelöst und/oder gefördert werden, die dazu beitragen, die Lebensqualität der Menschen zu erhöhen.

In Institutionen wie Altenheimen, Kindertagesstätten, Kinderheimen, Behindertenwohnheimen etc. können Hunde als **Stationstier**, als **eigenes Tier** oder als **Besuchstier** eingesetzt werden (vgl. Schaefer 1992, 38ff).

Ein **eigenes Tier** kann sowohl dauerhaftes aber auch zeitlich begrenztes Zusammenleben bedeuten. In beiden Fällen müssen die personen- und tierspezifische Situation bedacht und aufeinander abgestimmt werden. Die primäre Verantwortung liegt bei den TierhalterInnen. Es bietet sich an, einen Vertrag zwischen TierhalterIn und Institution abzuschließen, der Regelungen trifft über Haltungsbedingungen, Hygienemaßnahmen, tierärztliche Versorgung, Beachtung berechtigter Anliegen von MitbewohnerInnen (AllergikerInnen, Menschen, die

Angst haben etc.), Haftpflichtversicherung usw. Bei alten Menschen ist es darüberhinaus notwendig, gemeinsam Vorsorge zu treffen, wie das Tier nach dem Tode der BesitzerIn weiter versorgt wird. In diesem Zusammenhang bietet sich eine Zusammenarbeit mit Institutionen an, die solche Projekte unterstützen.<sup>70</sup>

Temporäres Zusammenleben entsteht, wenn Tiere "in besonderen Situationen", z.B. während eines Urlaubes der BesitzerIn, wenn ein Tierheimaufenthalt unmöglich ist für diesen begrenzten Zeitraum in Obhut genommen werden. Diese Möglichkeit eignet sich auch dazu auszuprobieren, ob ein dauerhaftes Zusammenleben möglich ist.

**Stationstiere** leben nicht mit einer Einzelperson, sondern mit einer Gruppe von Menschen in ihrer Einrichtung (Wohngruppe, Pflegestation, Heim, Schule, Kita etc.). Der Schwerpunkt der Verantwortung und Pflege der Tiere obliegt den BewohnerInnen. Beispielfhaft seien hier genannt: der Hund einer Mitarbeiterin der Einrichtung, der sie täglich bei der Arbeit begleitet, der Hund eines verstorbenen Bewohners oder Verwandten, der nun allen gehört oder der gemeinsam ausgesuchte Findling aus dem Tierheim.<sup>71</sup> In allen Fällen sind Stationstiere die intensivste, effektivste, aber auch aufwendigste Form tiergestützter Pädagogik, da die primäre Verantwortung und Finanzierung bei der Institution liegt und die Eingebundenheit personeller Kapazitäten höher ist.

Für den Einsatz von Hunden in der Sozialen Arbeit mit Kindern ist es - das haben mir meine Erfahrungen, die ich während meiner Projektpraxis gemacht habe, bestätigt - bedeutsam, eine gewisse Kontinuität und Stabilität in der Kind-Hund-Beziehung zu gewährleisten. Je enger, je intensiver diese Beziehung entwickelt und gelebt werden kann, desto offensichtlicher treten die positiven Wirkungen des Hundes zu Tage treten. Ständige, zumindest aber sehr häufige Anwesenheit des Hundes ist für einen effektiven Einsatz notwendig. Sinnvoll ist demnach der Einsatz von Stationshunden oder häufig - mehrmals wöchentlich - stattfindende, regelmäßige Besuchshundprogramme.

**"Besuchshunde"** kommen für einige Stunden am Tag oder in der Woche in die Einrichtung. Zumeist ehrenamtlich engagierte TierhalterInnen kommen mit ihren

---

70 Z.B. Tierschutzverbände, der Verein „Tiere helfen Menschen e.V.“, der „Freundeskreis betagter Tierhalter“ - siehe Adressenverzeichnis.

71 Hier zeigt sich, daß die Grenzen zwischen den einzelnen Formen fließend sind: der Hund einer Mitarbeiterin könnte auch als Besuchstier definiert werden.



Tieren oder mit speziell ausgesuchten Tieren aus dem Tierheim zu Besuch.<sup>72</sup> Aber auch der Besuch eines Hundes als Begleiter von professionellen TherapeutInnen wie Ärztinnen, PsychologInnen und SozialpädagogInnen gehört in diese Kategorie. Die Besuche können einer Person oder einer Gruppe gelten. Sie finden im Zimmer, in Gemeinschaftsräumen, zumeist jedoch im Freien statt. Bevorzugt werden Hunde als Besuchstiere eingesetzt, da sie sich, u.a. aufgrund ihrer Beziehungs- und Kommunikationsfähigkeit, ihrer Katalysatorfunktion und ihres Vermögens, sich zumeist schnell auf neue Situationen und soziale Zusammenhänge einzustellen, besonders dafür eignen. Diese Form der tiergestützten Pädagogik bietet sich insbesondere für die Soziale Arbeit mit alten Menschen an; so können Besuchshundprogramme auch in der ambulanten Betreuung älterer Menschen durchgeführt werden. Regelmäßige gemeinsame Spaziergänge können z.B. mit Freude erwartete, den Alltagsablauf auflockernde Fixpunkte werden.

Die Entscheidung für eine dieser Varianten oder eine Kombination der Möglichkeiten sollte von den Anforderungen, die von der Zielgruppe ausgehen, von einer Übereinstimmung zwischen der Konzeption der Einrichtung und den festzulegenden Zielen des Einsatzes der Hunde abhängig gemacht werden, z.B.:

- Erfüllung der Wünsche der Betroffenen
- Schaffung / Steigerung von Mobilität
- Einbezug in Verantwortlichkeiten (Fütterung/Pflege etc.)
- Förderung gemeinschaftlicher Aktivitäten
- Individuelle problemspezifische Förderung Einzelner

Grundsätzlich ist bei einem Einsatz von Hunden nach Möglichkeit und Bedarf gemeinsam von Fachkräften und BewohnerInnen zu entscheiden, zu prüfen und zu klären:<sup>73</sup>

---

<sup>72</sup> In Berlin werden z.B. die Hunde, die an Besuchsprogrammen des Vereins „Leben mit Tieren e.V.“ - siehe Adressenverzeichnis - teilnehmen, in Zusammenarbeit mit dem Institut für Tierschutz, Tierverhalten und Labortierkunde der Freien Universität Berlin auf ihre Einsatzfähigkeit überprüft (vgl. Jenrich 1997, 41).

<sup>73</sup> Vgl. Meier 1992; Schaefer 1992 (1+2); Nowak 1992 und Greiffenhagen 1991, 216ff.

- Welche personellen Ressourcen stehen bzw. müssen zur Verfügung stehen? (Hauptamtliche/ehrenamtliche MitarbeiterInnen, Fortbildungen/Schulungen, Supervision, Unterstützung durch Fachkräfte mit Vorerfahrung, Zusammenarbeit mit anderen Projekten, Inanspruchnahme von Beratungen)
- Welche zusätzlichen Kosten entstehen? (Bauliche Maßnahmen, tierärztliche Versorgung, Futter, Steuern, Versicherungen, qualifizierte Fachkräfte, Schulungen etc.)
- Wie lassen sich diese entstehenden Kosten abdecken? (Sponsoring, Fördervereine, Stiftungen, Patenschaften, öffentliche Zuschüsse)
- Wie ist die Sicherheit von BewohnerInnen zu gewährleisten? (Vermeiden möglicher Schädigungen, Berichtspflicht bei Unfällen, Allergien)
- Wie können Zoonosen und Infektionen vermieden und kontrolliert werden? (Human- und veterinärmedizinische Versorgung und Prävention, ggf. Verbesserung von Durchführung und Kontrolle, Ernährung und Pflege der Tiere, allgemeine Hygienemaßnahmen und -bestimmungen)
- Welche baulichen und räumlichen Voraussetzungen müssen gegeben sein? (Z.B. ebenerdig liegende Räumlichkeiten bei Menschen mit Behinderungen, Rutschfestigkeit der Bodenbeläge für Mensch und Tier, Einzäunung des Geländes, Zwinger etc.)
- Wie sehen die juristischen Erfordernisse und rechtlichen Absicherungsmöglichkeiten aus? (Versicherungen, Haftungsrecht, Zivil- und Strafrecht, Tierschutzrecht, Tierseuchenrecht etc.)

Darüberhinaus ist es sinnvoll, Überlegungen hinsichtlich einer verantwortungsvollen Auswahl der Tiere zu treffen. Welches Tier paßt zu welchem Menschen? Biographisch orientierte Gespräche mit den an Tierkontakten Interessierten ermöglichen es, Wünsche und Erfahrungen einzubeziehen, ebenso wie es erforderlich ist, physisches und psychisches Vermögen zu berücksichtigen. Seitens der Tiere sind deren Rassemerkmale, die Aufschluß auf potentiell Verhalten und Vermögen geben, als Kriterien heranzuziehen, ebenso wie bisheriges Sozialverhalten, Entwicklungsverlauf und Werdegang (HalterInnenwechsel, Tierheimaufenthalte etc.) in die Auswahlüberlegungen einzubeziehen. Diese

grundsätzlichen Kriterien sind jedoch nicht als Garantie für reibungslose Beziehungsfähigkeit und unkompliziertes Zusammenleben zu sehen, sondern lediglich als Orientierungsrahmen, um möglicherweise vorhersehbare Schwierigkeiten zu vermeiden. So hat jedes Tier innerhalb rassespezifischer Merkmale seine individuellen Möglichkeiten und Grenzen der Entwicklung und Anpassung in einer Mensch-Tier-Beziehung; und auch der Mensch erfährt in der Beziehung Entwicklungen, die ungeahnte Fähigkeiten, neue Möglichkeiten aber auch Überschätzungen und Grenzziehungen beinhalten.<sup>74</sup> Es erscheint somit sinnvoll, die aufzubauenden Beziehungen zwischen Mensch und Hund zu begleiten, möglichst durch eine Person, der sowohl der Mensch als auch das Tier bekannt und vertraut ist.

Zur Klärung all dieser und anderer vielschichtiger und wichtiger Fragen und möglicher Probleme bei der praktischen Ausgestaltung helfen vielfältige Erfahrungen bereits bestehender Projekte. Es besteht die Notwendigkeit und Möglichkeit, deren Wissen zu nutzen. In der Fachliteratur gibt es erste Hinweise auf mögliche Konzeptionen und Probleme aber auch Verweise auf Institutionen und Fachleute, die zu Beratung, Supervision und sonstiger Hilfestellung in der Lage und bereit sind.<sup>75</sup> Genutzt werden können hier Ergebnisse von Modellversuchen und wissenschaftlich begleiteten Projekten sowie die persönlichen Erfahrungen der Fachkräfte. Genutzt werden sollten aber auch die Erfahrungen der Betroffenen: der Menschen, die ihre Erlebnisse und Gefühle schildern und deren Entwicklung interpretierbar ist und der Tiere, deren beobachtbares Verhalten immer auch Ausdruck ihrer Lebensqualität ist.

Dieser Überblick sollte verdeutlichen, daß es sich bei dem Einsatz von Tieren in der Sozialen Arbeit nicht um ein Hobby, welches nebenbei betrieben wird, handelt, sondern einer intensiven Vorbereitung, Planung, und Durchführung unter Einbeziehung fachlicher Kompetenzen und Maßnahmen bedarf. In einem Bericht über erfolgreiche Ergebnisse eines Hundeprojektes in einer geriatrischen Klinik schreiben die Autoren zum Ende:<sup>76</sup> „Der Erfolg dieses Patienten/Haustier-Programms dürfte zwei Faktoren zuzuschreiben sein: der Unterstützung durch die

---

<sup>74</sup>Zu rassespezifischen Merkmalen und Fähigkeiten der Hunde vgl. Cohen 1997, 216-309.

<sup>75</sup> Siehe Adressenverzeichnis.

<sup>76</sup> Vgl. Kapitel III.3.

Mitarbeiter und der sorgfältigen Planung. Es zeigte sich immer wieder, daß der Wunsch der Klinikmitarbeiter, den Hund auf der Station zu haben und ihr Bestreben, das Programm durchzuziehen, für den Erfolg ausschlaggebend waren. Gleichmaßen wichtig war vielleicht die anfängliche Planung, bevor der Hund in das Krankenhaus kam.“ (Salmon u.a. 1995, 35)

Ein Tier kann eine Bereicherung sein; es nimmt keine Arbeit ab: Tiere einzusetzen verlangt Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten und den Willen, sich auf das weite Feld der Mensch-Tier-Beziehung einzulassen, um die möglichen positiven Chancen, die in den Mensch-Tier-Beziehungen liegen, als Unterstützung Sozialen Handelns zu begreifen, zu nutzen und auszuweiten.

## **6. Zusammenfassung**

Seit ca. 30 Jahren werden die Ergebnisse und Erfahrungen tiergestützter Pädagogik und Therapie dokumentiert. Das empirische Material differenziert und bestätigt die positiven Wirkungen auf die gesundheitliche und psycho-soziale Situation von Menschen. Ein Schwerpunkt tiergestützter Pädagogik liegt auf dem Einsatz von Heimtieren, von Tieren also, die mit dem Menschen eine enge soziale Beziehung eingehen. Häufige Zielgruppen sind Menschen, deren soziale Eingebundenheit durch ihre soziale und gesellschaftliche Situation und Stellung eingeschränkt ist: Kinder, Behinderte, alte Menschen.

Die positiven Wirkungen von Tieren und insbesondere von Hunden auf den Menschen sind offensichtlich. Dieses Phänomen zu analysieren, zu erklären, ist jedoch Voraussetzung, um sinnvolle Einsatzkonzepte, Handlungsmöglichkeiten und -alternativen tiergestützter Pädagogik entwickeln zu können. Sozialökologische Theorien, psychoanalytische Kategorien und kommunikationstheoretische Ansätze zum Verständnis der Mensch-Tier-Beziehung liefern einen Zugang zur Bedeutung der Tiere für den Menschen in seiner je spezifischen Entwicklungsphase und Lebenssituation. Hier liegt die Möglichkeit, eine theoretische Grundlage für die praktischen Anwendungsfelder herauszuarbeiten und weiterzuentwickeln.

Vor dem Hintergrund der notwendigerweise interdisziplinären Auseinandersetzung um die Mensch-Tier-Beziehung und den institutionellen und lebenspraktischen Anforderungen an diese Beziehungen, wird deutlich, daß der Einsatz von Hunden

eine realistische Möglichkeit darstellt, die positiven Effekte der Tiere insbesondere für Kinder, Alte und Behinderte zu nutzen. Voraussetzung ist jedoch, daß tiergestützte Pädagogik beinhaltet, die Mensch-Tier-Beziehung kritisch und fundiert theoretisch zu reflektieren und die Ergebnisse dieser Auseinandersetzung praktisch anzuwenden.

## **IV. Zusammenfassung und Ausblick**

Der historische Überblick über die Beiträge diverser wissenschaftlicher Disziplinen zum Verständnis der Mensch-Tier-Beziehung macht deutlich, wie sich das Verhältnis des Menschen zum Tier vom Standpunkt geistes-, sozial und naturwissenschaftlicher Theorien und Erkenntnisse über die Jahrtausende verändert und entwickelt hat. Bestimmte Untersuchungsmethoden, Denk- und Analysestrukturen, einmal erworbene Erkenntnisse prägen und formen das Verständnis und die Erklärungsansätze der Mensch-Tier-Beziehung. Dieser Rückgriff auf die Wissenschaftsgeschichte bzw. die Fokussierung auf Umbrüche und Wandlungen in der historischen Abfolge verdeutlicht, daß das gegenwärtige Verständnis und die gegenwärtige Ausformung der Mensch-Tier-Beziehungen das Vergangene in sich aufbewahrt und gleichzeitig überwindet. Der Blick auf die Gegenwart als geronnener Vergangenheit verweist zugleich immer auch auf ein Potential, die Zukunft gedanklich und praktisch zu gestalten. Alte Einsichten zu verwerfen, wie z.B. das Maschinendenken Descartes', setzt ein Wissen und ein Analysieren dieses Denkens voraus und birgt zugleich die Notwendigkeit in sich, alternative Erklärungsformen zu entwickeln. Der Rekurs über die modernen Disziplinen, die Evolutionstheorie, die Tierpsychologie und Ethologie, die Kommunikationswissenschaft und, als aktueller Ansatz, die Umweltpsychologie als sozialökologischer Theorieansatz skizzieren eine Entwicklung und liefern den Schlüssel zu einem neuen Verständnis des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier. Über lange Zeit wurde die psychische und soziale Dimension dieser Beziehung verkannt. Erklärungswert hatte in erster Linie die Getrenntheit von Mensch und Tier, untersucht und analysiert wurde dieses Verhältnis hinsichtlich seiner philosophischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. Die wechselseitige Bezogenheit im sozialen und psychologischen, im natur- und kulturgeschichtlichen Kontext tritt erst durch die Erklärungsansätze und das gewandelte Menschenbild sozialökologisch und kommunikationstheoretisch geprägter Betrachtungen in den Vordergrund. Die konstatierte klassische Dualität zwischen Mensch und Tier wird abgelöst durch eine unter ganzheitlichen Gesichtspunkten betrachtete Beziehung und deren Bedeutung für die psychische und soziale Entwicklung des Menschen. Erste Ansätze einer Psychologie der Mensch-Tier-Beziehung liefern das Gerüst und den Erklärungsrahmen zum erweiterten Verständnis und zur vertieften

Interpretation alltäglicher Formen wie der Heimtierhaltung und ist zugleich ein Ansatz, die positiven Phänomene, die empirisch erfaßten Wirkungen von Tieren auf den Menschen, für eine sozialpädagogische Praxis erklärbar und für die pädagogisch-therapeutische Arbeit nutzbar zu machen.

Die Mensch-Tier-Beziehung in dem o.g. Sinne als Beziehungsthema zu betrachten, bedeutet auch, der Frage nachzugehen, von welcher Art und welcher Qualität die nicht-menschliche Umwelt sein sollte, um die innere Natur des Menschen zu fördern. Der Wunsch, eine soziale Beziehung zu einem Tier zu entwickeln, drückt sich in heutigen Industriegesellschaften primär durch die moderne Heimtierhaltung aus. Das Phänomen Heimtierhaltung, unter motivationstheoretischen Gesichtspunkten betrachtet, bestätigt unter Einbeziehung der Aussagen und Erfahrungen der HeimtierhalterInnen die These, daß der Hund eine besondere Bedeutung hat. Die soziale und psychische Verbundenheit mit einem Hund, die erhofften und an den Hund gerichteten positiven Erwartungen spiegeln sich in seinen tatsächlichen physischen und psychischen Fähigkeiten wider. Die primäre Bedeutung des Hundes für den Menschen erschließt sich, kultur- und naturgeschichtlich betrachtet, neben seiner instrumentellen Funktion als Nutz- und Arbeitstier in erster Linie in der sozialen Komponente der Beziehung.

Die Frage nach dem psychischen Verhältnis zwischen Mensch und nicht-menschlicher Umwelt, also auch zum Tier, bedeutet das dialektische Spannungsverhältnis des Menschen zur Natur als einen Prozeß der subjektiven Aneignung und Entwicklung zu begreifen. Das Verhältnis zur nicht-menschlichen Umwelt nicht als durch die innere Natur des Menschen determiniert zu begreifen, heißt, die Tatsache anzuerkennen, daß der menschliche Aneignungsprozeß von Natur immer schon reflektierte Natur ist und somit eine subjektive Beziehung zur Natur voraussetzt.

Im letzten Abschnitt dieser Arbeit habe ich nach einem Überblick über die zumeist empirischen Grundlagen der tiergestützten Pädagogik aufgezeigt, worin die jeweils spezifische Bedeutung eines Hundes für Kinder, alte Menschen und Behinderte liegen kann. Unter Einbeziehung der Ergebnisse aus den Darlegungen der wissenschaftlichen Erkenntnisse zum Verständnis der Mensch-Tier-Beziehung wird deutlich, daß eine innige Beziehung zu einem Hund einen Stellenwert für die psychische und sozial-emotionale Entwicklung des Menschen hat, dessen Relevanz das hergebrachte Verständnis von der Determination dieser Beziehungen widerlegt:

Erklärungsmodelle zu entwickeln, die z.B. eine Verstehens- und Verständigungsmöglichkeit zwischen Mensch und Tier anerkennen und als Voraussetzung der Bezogenheit definieren, bedeutet, die kommunikativen Beiträge des Menschen und die der Tiere herauszustellen und in ein gegenseitiges Verhältnis zu setzen. Betrachtet man die empirischen Untersuchungsbefunde und die Erfahrungen aus praktischen Einsätzen von Tieren in Pädagogik und Therapie, wird deutlich, daß ein Tier an sich nicht ausreicht, um positive Effekte auf den Menschen auszuüben. Voraussetzung für eine unterstützende Wirkung auf die gesundheitliche, soziale und psychische Situation des Menschen ist eine persönliche Beziehung zwischen Mensch und Tier, die die psychische Bedeutung dieser Verbundenheit an der Oberfläche sichtbar werden läßt. Je inniger die gegenseitige Bezogenheit empfunden und gelebt wird, umso wahrscheinlicher und effektiver sind die erkennbaren positiven Auswirkungen.

Die nicht-menschliche Umwelt als dritte Dimension in das Persönlichkeitsmodell des Menschen einzubeziehen, ermöglicht nicht nur ein erweitertes Verständnis menschlicher Identität und Entwicklung, sondern eröffnet zudem ein weites Feld für weitere theoretische Fragestellungen, wie z.B. nach der Funktion von Natur bzw. Naturerfahrungen in der Kindheit, aber auch im Erwachsenenalter.

Unter Einbeziehung psychoanalytischer Kategorien bestätigt sich die Bedeutung eines Hundes als positiver Faktor in der kindlichen Entwicklung. Die Beziehung und das Verhältnis des Kindes zur nicht-menschlichen Umwelt in entwicklungspsychologische Erklärungsmodelle und Gedankengebäude einzubeziehen, erschließt ein offensichtliches, aber vormals scheinbar unbedeutendes Phänomen: die spontane, affektive Bezogenheit zwischen Kindern und Tieren. Die Bedeutung, die Kinder Tieren und insbesondere Hunden beimessen, wird deutlich. Es läßt sich ein theoretischer Bezugsrahmen erstellen, der auch subtilste nonverbale Kommunikations- und Interaktionsformen sichtbar und verstehbar macht und ihrer Bedeutung entsprechend in ein soziales, psychologisches und pädagogisches Erklärungsmodell einbezieht: Wortlose, analoge und präverbale Kommunikation, verstanden als Sprache der intensiven Beziehungen auch zwischen Mensch und Tier, bedeutet ein notwendiges Gegenstück zur ansonsten eher von Rationalität geprägten Realität und ist zugleich auch Bedingung für eine umfassende Entwicklung eigenständiger, von Objekten abgegrenzter Identität und Herausbildung eines Selbst-Bewußtseins. Der Hund als



Freund und Partner des Kindes kann ein willkommener Vermittler zwischen regressiven und progressiven Phasen und Garant für Kontinuität und Beständigkeit in der sozial-emotionalen Entwicklung des Kindes sein.

Auch für alte Menschen liegt die wertvolle Bedeutung eines Hundes in erster Linie in seiner Beständigkeit in der gegenseitigen Beziehung und in den Strukturen der nonverbalen Kommunikation und sozialen Interaktion. Als Zuhörer und Partner ist der Hund ein hilfreicher konstanter Begleiter durch tiefgreifendes Veränderungs- und Verlustgeschehen, das zumeist mit dem Alterungsprozeß einhergeht. Die psycho-soziale und emotionale Stützfunktion des Tieres wahrzunehmen und z.B. Hundehaltung in einem Alten- oder Pflegeheim zu ermöglichen, kann eine Bereicherung nicht nur für die Lebensqualität älterer Menschen sein, sondern ermöglicht auch eine Arbeitserleichterung für das Personal in diesen Einrichtungen.

Die Komplexität von Lebenslagen zu erkennen und zu berücksichtigen, ist eine Prämisse sozialpädagogischer Interventionen. Die Beziehung zu Tieren unter ganzheitlichen Gesichtspunkten in die komplexen Zusammenhänge menschlicher Alltagsrealitäten einzubeziehen, bedeutet, dem Stellenwert der Mensch-Tier-Beziehungen einen entsprechenden Raum beizumessen. Tiergestützte Pädagogik ist demnach nicht nur der gezielte therapeutisch wirksame Einsatz von Tieren, sondern verweist immer auch auf zwei weitere notwendige Bereiche:

- bestehende Mensch-Tier-Beziehungen, z.B. Heimtierhaltung, als soziale und psychische Dimension der Lebenssituation anzuerkennen und einzubeziehen und
- Rahmenbedingungen und Strukturen aufzubauen und zu verbessern, die es Menschen ermöglichen, individuelle Erfahrungen mit Tieren zu machen und hilfreiche Beziehungen zu ihnen aufzubauen.

Vor diesem Hintergrund verschärft sich der Blick für die Alltagssituation der Menschen, die mit Tieren zusammenleben und, durch welche Bedingungen und Umstände auch immer, zur Klientel Sozialer Arbeit gehören. Insbesondere für Körperbehinderte kann ein Partnerhund über die soziale und emotionale Funktion des Tieres hinaus wertvolle praktische, zumeist die Mobilität steigernde Hilfsfunktionen übernehmen. Diese Möglichkeiten für Behinderte auszubauen bzw.

für Einzelne zu realisieren, ist auch Aufgabe Sozialer Arbeit mit Behinderten. Ein Einsetzen für die Möglichkeit - ich möchte sogar sagen: Notwendigkeit -, Partnerhunde und Behinderte zusammenzubringen, setzt ein Wissen um die vielfältigen Hintergründe und Bedeutungen dieser Beziehungen voraus. Gleichzeitig, bedingt durch die mangelnde Anerkennung und Etablierung dieser Unterstützungsform, müssen - und das gilt für alle Bereiche, in denen Tiere als Helfer eingesetzt werden - entsprechende Strukturen auf- und ausgebaut werden. Dies gilt im Mikrobereich, wie der Familie der Betroffenen, im Mesobereich, den Institutionen und Einrichtungen wie Schulen, Heimen und im Gemeinwesen, ebenso wie für den Makrobereich auf gesellschaftlicher, wissenschaftlicher und sozialpolitischer Ebene.

Unkonventionelle Methoden einzuführen und einzufordern, bedeutet immer auch, Widerspruch und Fragen zu provozieren und verlangt Überzeugungsarbeit. Tiergestützte Pädagogik als eine Möglichkeit zu etablieren, Menschen Unterstützung und Hilfe zukommen zu lassen, bedeutet für die ProtagonistInnen, sich auf ein Spannungsfeld einzulassen, daß sich subjektiv zwischen diesen Polen bewegt:

vitale Begeisterung	<=>	vernünftige Kontrolle
Idealismus	<=>	Rationalität des Handelns
Intuition	<=>	Evaluation
berufliches Risiko	<=>	empirische Sicherheit
Sprache der Gefühle	<=>	Sprache der Wissenschaft

Phantasie und Mut für Alternativen zu entwickeln, gehört m.E. zur Aufgabe Sozialer Arbeit als einer Profession, die sich primär auf die Unterstützung und Hilfestellung der Menschen bezieht, die am unteren Rand im sogenannten sozialen Netz der Gesellschaft hängen oder herauszufallen drohen. Ein Ziel Sozialer Arbeit ist die Erhaltung und der Ausbau von Wohlbefinden und Lebensqualität durch eine Unterstützung und Begleitung von Menschen in ihrer spezifischen gesellschaftlichen, sozialen und individuellen Lebenssituation.

Meine intensive theoretische Beschäftigung und Auseinandersetzung mit der Mensch-Tier-Beziehung und dem weiten Feld der tiergestützten Pädagogik im

Rahmen dieser Arbeit diene nicht nur dem Versuch, Fragen zu beantworten und praktische Probleme einer Lösung näher zu bringen. Ebensoviele Fragen wurden aufgeworfen und müssen unbeantwortet bleiben: So konnte hier nicht geklärt werden, in welchem Zusammenhang zu den beschriebenen psychischen Funktionen der nicht-menschlichen Umwelt z.B. Angst und Ekel vor Tieren im Kindes- und Jugendalter stehen und welche psychische Bedeutung kindlicher Animismus und anthropomorphistisches Denken und Handeln im Jugend- und Erwachsenenalter haben. Ebenfalls stellt sich die äußerst kritisch zu behandelnde Frage nach einer anthropologischen Notwendigkeit von Naturerfahrungen - auch vor dem Hintergrund evolutionsbiologischer Überlegungen. Sich kritisch mit diesem Themenkomplex auseinanderzusetzen, heißt in erster Linie, ein biologistisches Vorgehen und ideologisch verbrämte Erklärungsmodelle zu vermeiden und einen Schwerpunkt auf kulturanthropologische und ethnologische Recherchen zu legen.

In der Praxis wird nicht nur die Zukunft zeigen, wie und ob sich tiergestützte Pädagogik etabliert, sondern es ist an der Zeit, Konzepte zu entwickeln, Unterstützungsnetze auf- und auszubauen, Besuchshundprogramme durchzuführen etc. Offen ist, auf welche gesellschaftliche Resonanz die Versuche, Tiere in Soziale Arbeit und Therapie einzubeziehen, stoßen werden. M.E. sollte eine „Überzeugungsarbeit“ sich zusätzlich zur Orientierung an praktischen Erfolgen immer auch an ihrem theoretischen Bezugsrahmen orientieren, um effektive und sinnvolle Ergänzungen zur klassischen Sozialarbeit zu entwickeln. Die Möglichkeit, Legitimation und Notwendigkeit, Tiere als Helfer in der Sozialen Arbeit einzusetzen, ergibt sich, wie bei jeglicher Form Sozialer Arbeit, aus einem ausgewogenen und kritisch-reflektierten Verhältnis zwischen Theorie und Praxis. Das Neue an diesem Ansatz liegt denn auch vorallem darin, eine Beziehungsform zwischen Mensch und Tier anzunehmen und anzuerkennen, die aus ihrem philosophischen, wissenschaftlichen, ethisch-moralischen und gesellschaftlichen Schattendasein heraustritt.

# Literatur- und Quellenverzeichnis

## 1. Literatur

- Barth, Rudolf (Hg.). Der einbändige Brehm. Gekürzte Ausgabe der 4. Aufl. „Brehms Tierleben“. Berchtesgaden 1953
- Benecke, Norbert. Der Mensch und seine Haustiere. Die Geschichte einer Jahrtausendealten Beziehung. Stuttgart 1994
- Bergler, Reinhold. Warum Kinder Tiere brauchen. Freiburg 1994
- ders. Mensch und Hund. Psychologie einer Beziehung. Köln 1986
- Birr, Ursula u.a. Abenteuer Hund. Reisen zu den Wurzeln einer Partnerschaft. Köln 1996
- Bökönyi, Sándor. Domestikation und Zähmung von Tieren. In: Svilar, Maja (Hg.). Mensch und Tier. Collegium generale Universität Bern. Kulturhistorische Vorlesungen 1984/85. Bern 1985. S. 75-90
- Brem-Gräser, Luitgard. Familien in Tieren. Die Familiensituation im Spiegel der Kinderzeichnung. 6. Aufl. München 1992 [1950]
- Braun, Erberhard, u.a. Politische Philosophie .Reinbek 1984
- Brunner-Traut, Emma. Die Stellung des Tieres im Alten Ägypten. In: Tierärztliche Hochschule Hannover (Hg.) Studium generale. Vorträge zum Thema: Mensch und Tier. Bd. II. WiSe 1983/84. Hannover 1984. S. 25-39
- Carus, Carl Gustav. Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Tierwelt. Hildesheim / Zürich / New York 1986 [Nachdruck der 1. Aufl. Wien 1866]
- Coren, Stanley. Die Intelligenz der Hunde. Reinbek 1997
- Cusack, O./Smith. E. Pets and the Elderly. The Therapeutic Bond. In: Activities, Adaption and Aging. O.Jg. Sonderheft 2-3/1984
- Cyrułnik, Boris. Was hält der Hund von meinem Schrank. Zur Entstehung von Sinn bei Mensch und Tier. Plädoyer für eine nicht-vergleichende Verhaltensforschung. München 1995
- Eibl-Eibesfeldt, Irenäus. Grundriss der vergleichenden Verhaltensforschung. 7. überarb. u. erw. Aufl. München 1987 [1967]
- ders. Liebe und Hass. Zur Naturgeschichte elementarer Verhaltensweisen. 7. Aufl. München 1976 [1970]

- Feddersen-Petersen, Dorit. Hundepsychologie. 3 Aufl. Stuttgart 1989 [1986]
- Filiatre, J.C. u.a. Neue Erkenntnisse über das Kommunikationsverhalten zwischen dem Kleinkind und seinem Hund. In: Institut für interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung (Hg.). Die Mensch-Tier-Beziehung. Wien 1985. S. 53-61
- Franke, Herbert. Heilige Kühe und Fuchsdämonen. Zur Rolle des Tieres in den asiatischen Kulturen. In: Tierärztliche Hochschule Hannover (Hg.) Studium generale. Vorträge zum Thema: Mensch und Tier. Bd. III/IV. WiSe 1984/85 und 1985/86. Hannover 1986. S. 115-137
- Gaarder, Jostein. Sofies Welt. München / Wien 1993
- Gäng, Marianne. Ein Tier im Alter: Beziehungshilfe - Neubeginn. In: dies. (Hg.) Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim. München / Basel 1992. S. 9-14
- Gebhard, Ulrich. Kind und Natur. Die Bedeutung der Natur für die psychische Entwicklung. Opladen 1994
- Glaserfeld, Ernst v. Einführung in den radikalen Konstruktivismus. In: Watzlawick, Paul (Hg.). Die erfundene Wirklichkeit. 9. Aufl. München 1997 [1985]. S. 16-38
- Gräßer, E. Verantwortung für das Tier aus christlicher Sicht. In: Tierärztliche Hochschule Hannover (Hg.) Studium generale. Vorträge zum Thema: Mensch und Tier. WiSe 1982/83. Hannover 1984 S. 58-65
- Greiffenhagen, Silvia. Tiere als Therapie. Neue Wege in Erziehung und Heilung. München 1991
- Guttmann, G. u.a. Einfluß der Heimtierhaltung auf die non-verbale Kommunikation und die soziale Kompetenz bei Kindern. In: Institut für interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung (Hg.). Die Mensch-Tier-Beziehung. Wien 1985. S. 62-67
- Hannes, Ralph. Mensch Hund - Mensch Katze. Unsere Beziehung zu Haustieren. Reinbek 1998
- Hassenpflug, Dieter. Sozialökologie. Opladen 1993
- Hediger, Hans. Verstehens- und Verständigungsmöglichkeiten zwischen Mensch und Tier. In: Schweizerische Zeitschrift für Psychologie. Bd. 26/1967. S. 234-255
- Herre, W. „Sprache“ bei Tieren und Menschen. In: Tierärztliche Hochschule Hannover (Hg.) Studium generale. Vorträge zum Thema: Mensch und Tier. WiSe 1982/83. Hannover 1984. S. 47-57

- Hickmann, Ellen. Das Tier in der Musik. In: Tierärztliche Hochschule Hannover (Hg.) Studium generale. Vorträge zum Thema: Mensch und Tier. WiSe 1982/83. Hannover 1984. S. 5-14
- Hornung, Erik. Tiergestaltige Götter der alten Ägypter. In: Svilar, Maja (Hg.). Mensch und Tier. Collegium generale Universität Bern. Kulturhistorische Vorlesungen 1984/85. Bern 1985. S. 11-32
- Hutton, J. S.. Heimtiere in Pflegefamilien - eine Studie: Erkenntnisse über ihren therapeutischen Wert. In: Institut für interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung (Hg.). Die Mensch-Tier-Beziehung. Wien 1985. S. 68-75
- Immelmann, K. Menschliches und tierliches Verhalten. In: Tierärztliche Hochschule Hannover (Hg.) Studium generale. Vorträge zum Thema: Mensch und Tier. WiSe 1982/83. Hannover 1984. S. 13-28
- Institut für interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung (Hg.). Die Mensch-Tier-Beziehung. Wien 1985
- Jenrich, Holger. Auf den Hund gekommen. In: Altenpflege. 22. Jg. 10/1997. S. 41
- Kaiser, Hermann. Ein Hundeleben. Von Bauernhunden und Karrenkötern. Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen. Heft 19. Cloppenburg 1994
- Kassel, Anja. „Das ist aktivierende Altenpflege“. In: Altenpflege. 22. Jg. 10/1997. S. 40
- Katcher, A. H./ Beck, A. M.. Sicherheit und Vertrautheit. Physiologische und Verhaltensreaktionen auf die Interaktion mit Haustieren. In: Institut für interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung (Hg.). Die Mensch-Tier-Beziehung. Wien 1985. S. 131-138
- Kautter, Hansjörg u.a. Das Kind als Akteur seiner Entwicklung. 3 Aufl. Heidelberg, 1992 [1988]
- Körner, Jürgen. Bruder Hund und Schwester Katze. Köln 1996
- Lachner, Rolf. Kinder brauchen Tiere. Melsungen 1979
- Lago, Daniel J. u.a. Die Wirkung von Heimtieren auf ältere, daheimlebende Personen. In: Institut für interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung (Hg.). Die Mensch-Tier-Beziehung. Wien 1985. S. 36-49
- Lorenz, Konrad. So kam der Mensch auf den Hund. 35. Aufl. München 1998 [1965] (Dieses Werk erschien erstmals: Wien 1950)
- Marshall Thomas, Elizabeth. Das geheime Leben der Hunde. Hamburg 1995

- Marshall, Wolfgang. Tiere in Mythen und Riten. In: Svilar, Maja (Hg.). Mensch und Tier. Collegium generale Universität Bern. Kulturhistorische Vorlesungen 1984/85. Bern 1985. S. 55-74
- Masson, Jeffrey M. Hunde lügen nicht. München 1997
- Maturana, Humberto. Was ist erkennen? 2 Aufl. München 1997 [1996]
- McCulloch, Michael. Therapie mit Haustieren. In: Institut für interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung (Hg.). Die Mensch-Tier-Beziehung. Wien 1985. S. 26-33
- Meier, Jürg. Gibt es Krankheiten, die vom Haustier auf den Menschen übertragen werden können? In: Gäng, Marianne (Hg.) Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim. München / Basel 1992. S. 28-37
- Mertens, Sophia. Hunde in unserer Klasse - ein Versuch der Umsetzung tiergestützter Pädagogik im Sachunterricht einer Primarstufenklasse einer Schule für Lernhilfe. Hausarbeit zur Zweiten Staatsprüfung für das Lehramt an Sonderschulen. Hannover 1996
- Messent, Horsfield. Der Heimtierbestand und die Beziehung zwischen dem Heimtier und seinem Herrn. In: Institut für interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung (Hg.). Die Mensch-Tier-Beziehung. Wien 1985. S. 9-18
- Mugford, Roger A. Zuneigung kontra Dominanz - Alternative Ansichten über die Beziehung Mensch-Hund. In: Institut für interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung (Hg.). Die Mensch-Tier-Beziehung. Wien 1985. S. 168-177
- Myers, Gene. Children and Animals. Social development and our connection to other species. Colorado / Oxford 1998
- Nowak, Damian. Tierhaltung im Altenheim nach deutschem Recht. In: Gäng, Marianne (Hg.) Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim. München / Basel 1992. S. 41-45
- Ochsenbein, Urs. Der Haushund. In: Gäng, Marianne. (Hg.) Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim. München / Basel 1992. S. 64-74
- Olbrich, Erhard. Tiere in der Therapie. Zur Basis einer Beziehung und ihrer Erklärung. Unveröff. Manuskript. Erscheint im Bericht zum Seminar „Tiere helfen Menschen“. Würzburg 1999
- ders. Die Bedeutung von Heimtieren für Gesundheit und Lebensqualität älterer Menschen. In: Mertens, Krista (Hg.). Aktivierungs-Programme für Senioren. Dortmund 1997
- ders. Ein wärmendes Stück Leben. In: Altenpflege. 14 Jg. 7/1989. S. 405-406

- ders. Tiere als Therapeuten. In: *Altenpflege* . 12 Jg. 2/1987. S. 81-85
- Orthbrandt, Eberhard. *Geschichte der großen Philosophen*. Hanau o.J.
- Paatsama, Saaki. Züchtung und Abrichtung von Blindenhunden in Finnland. In: Institut für interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung (Hg.). *Die Mensch-Tier-Beziehung*. Wien 1985. S. 105-109
- Rehm, Norbert. *Kind und Hund - Erhebungen im Zusammenleben in der Familie*. Diss. vet. München 1993
- Riedl, Rupert. Die Folgen des Ursachendenkens. In: Watzlawick, Paul (Hg.). *Die erfundene Wirklichkeit*. 9. Aufl. 1997 (1. Aufl. 1985). S. 67-90
- Röhrs, M. Entstehung und Bedeutung der Haustiere. In: Tierärztliche Hochschule Hannover (Hg.) *Studium generale*. Vorträge zum Thema: Mensch und Tier. WiSe 1982/83. Hannover 1984. S. 40-51
- Salmon, I. M. u.a. Ein Hund im Heim - Eine Studie über Haustiere an der geriatrischen Klinik Caulfield. In: Institut für interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung (Hg.). *Die Mensch-Tier-Beziehung*. Wien 1985. S. 34-35
- Sauer, Hildegund. *Über die Geschichte der Mensch-Tier-Beziehung und die historische Entwicklung des Tierschutzes in Deutschland*. Diss. vet. Gießen 1983
- Schaefer, Heinrich (1). Das Haustier im Altenheim. In: Gäng, Marianne (Hg.) *Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim*. München / Basel 1992. S. 38-40
- ders.(2) Der Arzt, der Kranke und das Haustier. In: Gäng, Marianne (Hg.) *Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim*. München / Basel 1992. S. 75-78
- Schilling, J., *Didaktik / Methodik der Sozialpädagogik*. Neuwied / Kriftel / Berlin 1995
- Schmidbauer, Wolfgang. Evolutionstheorie und Ich-Psychologie. In: ders. (Hg.). *Evolutionstheorie und Verhaltensforschung*. Hamburg 1974. S. 325-346
- ders. Methodenprobleme in der Humanethologie. In: ders. (Hg.). *Evolutionstheorie und Verhaltensforschung*. Hamburg 1974. S. 13-53
- Schmidt, Adelinde. Tiere als Chance. In: *Altenpflege*. 22. Jg. 10/1997. S. 36-39
- Serpell, James. *Das Tier und wir. Eine Beziehungsstudie*. Zürich 1990
- ders. Der beste Freund oder der schlimmste Feind. Die Einstellung zum Haushund verändert sich je nach Kultur. In: Institut für interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung (Hg.). *Die Mensch-Tier-Beziehung*. Wien 1985. S. 121-125



- Siebert, Horst. Theorien für die Bildungspraxis. Bad Heilbrunn 1993
- Smet, Simone de. Die Bedeutung von Heimtieren für das seelische Erleben von älteren Menschen. In: Gäng, Marianne (Hg.) Mit Tieren leben im Alten- und Pflegeheim. München / Basel 1992. S. 15-27
- Staguhn, Gerhard. Tierliebe: eine einseitige Beziehung. München 1996
- Storl, Wolf-Dieter. Berserker und Kuschelbär. Der Bär als Seelengefährte des Menschen. Braunschweig 1992
- Teutsch, Gotthard M. Das Tier als Objekt. Frankfurt/Main 1989
- Thyen, Anne. Leben mit Tieren: Überlegungen zum derzeitigen Stellenwert der Mensch-Tier-Beziehungen.. Dipl.Arb. Fachhochschule Hildesheim / Holzminden, Fachbereich Sozialpädagogik 1998
- Tinbergen, Nikolaas / Tinbergen, Elisabeth A. Autismus bei Kindern. Hamburg / Berlin 1984
- Trumler, Eberhard. Mit dem Hund auf du. Zum Verständnis seines Wesens und Verhaltens. 7. Aufl. München 1997 [1989]
- Ulmann, Gisela. Über den Umgang mit Kindern. Orientierungshilfen für den Erziehungsalltag. Frankfurt/Main 1987
- Watzlawick, Paul. Wie wirklich ist die Wirklichkeit. 24. Aufl. München 1998 [1978]
- ders. Selbsterfüllende Prophezeiungen. In: Watzlawick, Paul (Hg.). Die erfundene Wirklichkeit. 9. Aufl. München 1997 [1985]. S. 91-110
- Werner, Norbert. Zur Natur- und Symbolbedeutung von Tierdarstellungen in der bildenden Kunst. In: Tierärztliche Hochschule Hannover (Hg.) Studium generale. Vorträge zum Thema: Mensch und Tier. Bd. V. WiSe 1986/87. Hannover 1988. S. 52-71
- Wickler, Wolfgang. Verhaltensforschung gestern und heute. In: Georgi, Rudolf. Ethologie. Hamburg / Berlin 1989. S. 13-16
- Zimen, Erik. Der Hund. Abstammung - Verhalten - Mensch und Hund. München 1992
- Zimmer, Dieter. So kommt der Mensch zur Sprache. Über Spracherwerb, Sprachentstehung, Sprache und Denken. Zürich 1988
- Zimmer, Renate. Handbuch der Sinneswahrnehmungen. Grundlagen einer ganzheitlichen Erziehung. Freiburg / Basel / Wien 1997

## **2. Zeitungsartikel**

Antretter, Dietlind. Vier Pfoten und ein Helfer. In: FAZ-Magazin, 17. Woche, Frankfurt am Main 24. April 1998

dpa-Meldung: Fünf Milliarden Mark für die Haustiere. In: taz, Berlin/Bremen 19. Januar 1999

Hagelmann, Eva. Mit den Tieren kam die Fröhlichkeit zurück. In: Neue Presse, Hannover 15. August 1998

## **3. Fernsehdokumentationen**

Birr, Ursula u.a. Abenteuer Hund. 7 Teile. Pro7 1997

1. Burkina Faso. Windhunde im Wüstensand
2. Borneo. Unter Jägern im Regenwald
3. Grönland. Gefährten in Eis und Schnee
4. Patagonien. Die rechte Hand der Gauchos
5. Namibia. Die Hunde der roten Hirten
6. Nepal. Auf den Spuren der heiligen Hunde
7. Marokko. Die Erben Kitmirs

Böhmer, Lucas Maria. Beziehungskiste. Die besondere Liebe zu Tieren. HR 1991

Devaux, Katja. ServiceZeit für Tiere. Tiere als Therapie. WDR 1997

Gloor, Kurt. Piloten für die Dunkelheit. Was Hunde für ihre blinden Menschen bedeuten. 3sat 1998

Hauke, Gert. Hundegeschichten, Teil 3. Von Göttern und Gladiatoren. WDR 1995

ders. Hundegeschichten, Teil 4. Im Dienste des Menschen. WDR 1995

König, Christina. Der Hundeflüsterer. rtl2 1998

Möller, Michael, Wiese, Marc. 37 Grad. Hundeleben. Die Dogs der Underdogs. ZDF 1997

Tadic, Radovan. Animal Connection. Tierische Beziehungen. Arte 1996

Weil, Alexander. Mitternachtsmagazin. Führhunde. dctp 1995

Zimen, Erik. Wildwege. Der Hund - Anfänge der Domestikation. SWF 1986

ders. Wildwege. Der Hund - das Erbe der Wölfe. SWF 1986

## Adressenverzeichnis

- Tiere helfen Menschen e.V.  
Graham Ford  
Münchener Str. 14  
97204 Höchberg  
0931/48855

*Regionalgruppe Erlangen:*  
Prof. Dr. Erhard Olbrich  
Universität Erlangen-Nürnberg  
Institut für Psychologie I  
Bismarkstr. 6  
91054 Erlangen  
09131/8524744

*Regionalgruppe Frankfurt:*  
Frau Ute Glasermann  
Unterlindau 17  
60323 Frankfurt  
069/727117

- Tiere helfen Menschen in Ostfriesland e.V.  
Frau Petra Prins  
Birkenstr. 14  
26817 Rhaderfehn  
04952/2339
- Verband der Therapiehunde Deutschland e.V.  
Parkweg 69  
58453 Witten
- Therapiehunde Deutschland e.V.  
Andrea Schnurr  
Hauptstr. 6a  
68535 Edingen
- Hunde für Handicaps  
Boxhagener Str. 93  
10245 Berlin  
030/29492001
- Leben mit Tieren e.V.  
Schlesische Str. 29/30  
10997 Berlin  
030/6182286
- Forschungskreis Heimtiere in der Gesellschaft

Heimhuderstr. 70  
20148 Hamburg  
040/454761

- Kuratorium Deutsche Altershilfe  
Wilhelmine Lübke Stiftung e.V.  
Frau Jonas  
An der Pauluskirche 11  
50677 Köln  
0221/931837-19
- Freundeskreis betagter Tierhalter  
c/o Arbeitsgemeinschaft Deutscher Tierschutz  
Dr.-H.-Boschheidgen-Str. 20  
47447 Moers
- Institut für Interdisziplinäre Erforschung der Mensch-Tier-Beziehung (IEMT)  
*IEMT Österreich:*  
Weyringergasse 28  
1040 Wien  
Österreich  
  
*IEMT Schweiz:*  
Postfach 261  
6301 Zug  
Schweiz
- Beratungsstelle für die Tierhaltung in Heimen  
Frau Marianne Gäng  
Postfach 124  
8320 Fehralthof  
Schweiz
- Freie Universität Berlin  
Fachbereich Erziehungswissenschaften  
(Psychologie der Mensch-Tier-Beziehung)  
Herr Rainer Brockmann  
Habelschwerter Allee 45  
14195 Berlin  
030/8385734